

Bibliographie zum Thema

INTENTIONALITÄT

Ausgewählt und
kommentiert von

Wolfgang Barz

wbarz[at]zedat.fu-berlin.de
wolfgang.barz[at]uni-bielefeld.de

GEBRAUCHSANWEISUNG

Diese Bibliographie richtet sich an Studierende der Philosophie, die bereits oberflächlich mit dem Thema der Intentionalität in Berührung gekommen sind und sich nun ein genaueres Bild über den historischen Verlauf der philosophischen Fachdiskussion und den gegenwärtigen Stand der Forschung verschaffen wollen. Um die Leser nicht im Regen einer unüberschaubaren Vielzahl von Literaturangaben stehen zu lassen, habe ich die Eintragungen in fünf thematische Einheiten gegliedert: (1) Intentionalität als Argument gegen den Idealismus, (2) Probleme mit der Intensionalität von Meinungsberichten, (3) Direktreferentialismus, (4) Naturalisierung der Intentionalität und (5) Kriterien der Intentionalität. Jeder Themenblock wird durch eine Einleitung eröffnet, in der die wichtigsten systematischen Eckdaten der entsprechenden Diskussion skizziert werden. Außerdem habe ich die Einleitung dazu genutzt, diejenigen Autoren vorzustellen, deren Positionen die Debatte maßgeblich geprägt haben. Auf diese Weise ist sichergestellt, daß die Leser bei der Vertiefung ihrer Interessen wichtige von weniger wichtigen Literaturangaben unterscheiden können. Ich habe mich bemüht, nur solche Texte auszuwählen, die in die philosophische Diskussion unmittelbar eingreifen. Arbeiten, die einen kommentierenden oder historischen Charakter haben, sind nur dann berücksichtigt worden, wenn sie sich als Schlüssel für die Systematik der Debatte besonders gut eignen. Das Ziel dieser Bibliographie besteht darin, mit den Grundzügen der angesprochenen Themenblöcke und der in diesem Zusammenhang relevanten Literatur bekannt zu machen – es liegt nicht in meiner Absicht, eine erschöpfende Bestandsaufnahme der philosophischen Literatur zum Stichwort „Intentionalität“ zu liefern. Ein anderer Punkt, der die eine oder den anderen irritieren mag, besteht darin, daß die aufgeführte Literatur zum überwiegenden Teil aus dem Bereich der analytischen Philosophie stammt. Diese Tatsache bedeutet keineswegs, daß andere Philosophietraditionen zum Thema der Intentionalität nichts zu sagen hätten. Die Erstellung einer Bibliographie, die die außeranalytische Diskussion der Intentionalität zum Gegenstand hat, muß allerdings anderen, auf diesem Gebiet kompetenteren Autoren vorbehalten bleiben.

Berlin, im November 2002

INHALT

1. Intentionalität als Argument gegen den Idealismus.....	1
1.1 Das ABC der Intentionalität	1
1.2 Idealismus und Intentionalität	2
1.3 Die Brentanoschule und der britische Realismus	3
1.4 Probleme mit nicht-existierenden Gegenständen und falschen Urteilen	4
1.5 Meinongs These vom Außersein des reinen Gegenstandes	5
1.6 Russells Theorie der Kennzeichnungen	6
1.7 Russells Theorie der mehrstelligen Urteilsbeziehung	7
1.8 Moores Agnostizismus	8
1.9 Stouts Theorie „realer Möglichkeiten“	10
1.10 Husserls Begriff des Noemas	10
1.11 Brentanos „Abkehr vom Nichtrealen“	11
1.12 Literatur	12
2. Probleme mit der Intensionalität von Meinungsberichten.....	26
2.1 Das Problem des Morgensterns und des Abendsterns	26
2.2 Freges Unterscheidung zwischen Sinn und Bezug	28
2.3 Frege im Vergleich mit Russell und Husserl	30
2.4 Quines Begriff der referentiellen Undurchlässigkeit	30
2.5 Die Diskussion zwischen Quine und Church über die Quantifikation	32
2.6 Smullyans Rekurs auf Russells Theorie der Kennzeichnungen	33
2.7 Eine neue Chance für Intensionen: Semantik möglicher Welten	35
2.8 Jaakko Hintikkas Interpretation von Meinungsberichten	36
2.9 Carnaps syntaktische Analyse von Meinungsberichten	37
2.10 Drei verschiedene Typen von Kritik an Carnaps Theorie	39
2.11 Schefflers Theorie	40
2.12 Sellars' Methode der Anführungspunkte	41
2.13 Davidsons parataktischer Ansatz	42
2.14 Literatur	44

3. Direktreferentialismus.....	60
3.1 Attributiver versus referentieller Gebrauch von Kennzeichnungen	60
3.2 Kripke über starre Designatoren und die kausale Theorie des Bezugs	61
3.3 Putnams Twin-Earth-Gedankenexperiment	62
3.4 Kaplan über die Starrheit indexikalischer Ausdrücke	63
3.5 Singuläre Propositionen, <i>De-re-</i> versus <i>De-dicto</i> -Einstellungen	64
3.6 Perrys Problem	65
3.7 Stalnakers diagonale Propositionen	66
3.8 Kaplans Charakter	68
3.9 Probleme mit Eigennamen	69
3.10 Chisholm und Lewis über Selbstzuschreibungen	70
3.11 Literatur	72
4. Naturalisierung der Intentionalität.....	82
4.1 Intentionalität als logisches und metaphysisches Problem	82
4.2 Fodors repräsentationale Theorie des Geistes	83
4.3 Die Theorie funktionaler Rollen	84
4.4 Putnam- und Burge-Szenarien	85
4.5 Die Unterscheidung zwischen „engem“ und „weitem“ Gehalt	86
4.6 Dretskes informationale Theorie des propositionalen Gehaltes	86
4.7 Teleologische Theorien propositionalen Gehaltes	88
4.8 Fodors Theorie der asymmetrischen Kausalbeziehung	89
4.9 Dennett über Intentionalität	90
4.10 Der meßtheoretische Ansatz	91
4.11 Searle über Intentionalität	92
4.12 Literatur	94
5. Kriterien der Intentionalität.....	104
5.1 Intentionalität und „daß“-Nebensätze	105
5.2 Intentionalität und semantische Bewertbarkeit	106
5.3 Chisholms Kriterien der Intentionalität (I)	107
5.4 Chisholms Kriterien der Intentionalität (II)	108
5.5 Searle über den Zusammenhang zwischen Intentionalität und Bewußtsein	110
5.6 Literatur	112

1. INTENTIONALITÄT ALS ARGUMENT GEGEN DEN IDEALISMUS

1.1 Das ABC der Intentionalität

Der Begriff der Intentionalität wird in der Philosophie des Geistes in einem technischen Sinne gebraucht, der mit der gewöhnlichen Bedeutung des Wortes „Intention“ nichts zu tun hat. Wenn Philosophen von der Intentionalität des menschlichen Geistes sprechen, dann beziehen sie sich nicht auf den Umstand, daß wir Wesen sind, die *Absichten* verfolgen, sondern auf die Tatsache, daß viele mentale Zustände *auf etwas gerichtet sind*. Was ist damit gemeint? Diese Frage läßt sich am besten im Rekurs auf die sogenannten propositionalen Einstellungen beantworten, die im Hinblick auf die Eigenschaft der Intentionalität als paradigmatisch gelten. Meinungen, Hoffnungen, Wünsche, Befürchtungen und ähnliche Zustände werden mit Hilfe von Aussagen beschrieben, die in der Regel aus drei Komponenten bestehen: Sie enthalten (1) eine Bezeichnung für die Person, die die betreffende propositionale Einstellung hat, (2) ein psychologisches Verb, das den „Modus“ der propositionalen Einstellung angibt („glauben“, „hoffen“, „wünschen“, „befürchten“, „erwarten“ usw.) und (3) einen mit dem Wort „daß“ eingeleiteten Nebensatz, der für sich genommen wahr oder falsch sein kann. Betrachten wir eine Meinung Schröders als Beispiel:

Schröder glaubt, daß Saddam Hussein ein Diktator ist.

Man kann diesen Satz unter zwei verschiedenen Perspektiven betrachten: erstens als Resultat der Einsetzung der Namen „Schröder“ und „Saddam Hussein“ in den offenen Satz

S glaubt, daß *x* ein Diktator ist;

und zweitens als Resultat der Einsetzung des Namens „Schröder“ und des Satzes „Saddam Hussein ist ein Diktator“ in den offenen Satz

S glaubt, daß *p*.

In beiden Fällen fassen wir Schröders Meinung als *Beziehung* auf. Im ersten Falle betrachten wir sie als Relation zwischen Schröder und derjenigen Sache, für die der Name „Saddam Hussein“ steht; und im zweiten Falle deuten wir sie als Relation zwischen Schröder und der Sache, für die der Satz „Saddam Hussein ist ein Diktator“

steht. Wenn Philosophen sagen, daß mentale Zustände auf etwas gerichtet sind, dann haben sie entweder die eine oder die andere Art der Beziehung im Blick.¹

1.2 Idealismus und Intentionalität

Die Tatsache, daß mentale Einstellungen auf etwas gerichtet sind, wurde von vielen Philosophen als Waffe gegen den bis ins späte 19. Jahrhundert hinein verbreiteten *Idealismus* verwendet – der Lehre, daß Welt und Geist letztendlich ein und dasselbe seien. Man kann den Idealismus als Reaktion auf ein erkenntnistheoretisches Problem rekonstruieren, das man sich durch bestimmte Annahmen über den menschlichen Geist einkauft: „Urteile“, so der Gedankengang, „sind Zustände des Bewußtseins. Als solche setzen sie sich vollständig aus Bestandteilen des Bewußtseins zusammen. Wenn Urteile nun jedoch vollständig aus Bestandteilen des Bewußtseins bestehen, ist es rätselhaft, wie es möglich ist, Urteile zu fällen, die die Welt so wiedergeben, wie sie wirklich ist. Denn Urteile scheinen überhaupt keine Brücke zur Welt schlagen zu können: Da sie lediglich aus Bestandteilen des Bewußtseins bestehen, spiegeln sie nicht *die Welt*, sondern nur *den eigenen Geist* wieder.“ Der einzige Ausweg, diese Überlegung nicht im Skeptizismus enden zu lassen, scheint darin zu bestehen, die Welt mit dem Geist zu identifizieren: „Die Welt *ist* eben nichts weiter als ein komplexes Arrangement der Bestandteile unseres Bewußtseins.“ Auf diese Weise glaubt man, die Möglichkeit von Urteilen, die sich auf die Welt beziehen, retten zu können.

Dieser Gedankengang kann vermieden werden, wenn wir Urteile von vornherein als intentional charakterisieren. Unter dieser Perspektive stellen sie – wie wir gesehen haben – keine monadischen Bewußtseinszustände, sondern *Beziehungen* dar: Wer ein Urteil fällt, bezieht sich auf die Sache, die der im „daß“-Nebensatz des entsprechenden Urteilsberichts enthaltene Name bezeichnet, bzw. auf die Sache, für die der „daß“-Nebensatz des entsprechenden Urteilsberichts steht. Wenn wir nun noch die Annahme hinzunehmen, daß Namen Einzeldinge bezeichnen und Sätze für Sachverhalte stehen, gelangen wir zu der Auffassung, daß Urteile Zustände darstellen, die Personen zu Dingen in Beziehung setzen, die außerhalb ihres Bewußtseins liegen.² Es gibt daher keinen Grund zu befürchten, daß unsere Urteile ausschließlich um unsere Bewußtseinsinhalte kreisen. Wer ein Urteil fällt, überschreitet automatisch die Grenze seines eigenen Bewußtseins.

¹ Prinzipiell ist eine dritte Perspektive vorstellbar, unter der wir den Satz „Schröder glaubt, daß Saddam Hussein ein Diktator ist“ als Resultat der Einsetzung des Namens „Schröder“ und des Prädikats „ein Diktator sein“ in den offenen Satz „x glaubt, daß Saddam Hussein Ft“ auffassen. Diese Perspektive wird in der Literatur gewöhnlich ignoriert. Der Grund dafür scheint darin zu liegen, daß man Skrupel hat, Prädikate als Ausdrücke zu betrachten, die sich gegen quantifizierbare Variablen austauschen lassen.

² Wenn wir von der Möglichkeit von Meinungen, die sich auf das eigene Bewußtsein beziehen, einmal absehen.

1.3 Die Brentanoschule und der britische Realismus

Diese Art der Argumentation ist typisch für eine ganze Reihe von Philosophen, die ihre Ausbildung bei **Franz Brentano** genossen haben. Brentano lehrte in seiner „Psychologie vom empirischen Standpunkt“, daß alle „psychischen Phänomene“ eine „Beziehung auf etwas als Objekt“ aufweisen.³ Allerdings bleibt unklar, ob Brentano hier ein bewußtseinsinternes oder bewußtseinsexternes Objekt im Auge hat.⁴ Erst **Kasimir Twardowski** entwickelte Brentanos Lehre in einem realistischen Sinne weiter, indem er zwischen dem „Inhalt“ und dem „Gegenstand“ einer Vorstellung unterscheidet: Der „Inhalt“ einer Vorstellung ist das mentale Bild, das vor unserem inneren Auge erscheint – beim „Gegenstand“ einer Vorstellung handelt es sich dagegen um die Sache, die unser mentales Bild repräsentiert. Und diese Sache liegt normalerweise außerhalb unseres Bewußtseins. Twardowski ist der Auffassung, daß diese Unterscheidung nicht nur im Hinblick auf Vorstellungen fruchtbar sei, sondern auch auf Urteile und ähnliche mentale Zustände angewendet werden kann, die wir heute als propositionale Einstellungen bezeichnen.⁵

Twardowskis Unterscheidung hat **Alexius Meinong** inspiriert, eine neuartige philosophische Disziplin ins Leben zu rufen, deren Aufgabe in einer systematischen Bestandsaufnahme aller Dinge besteht, die in Twardowskis Sinne möglicherweise zu „Gegenständen“ von Urteilen werden können: die „Gegenstandstheorie“. Eine wichtige begriffliche Innovation besteht darin, daß Meinong zwischen dem „Objekt“ und dem „Objektiv“ eines Urteils unterscheidet: Das *Objekt* eines Urteils ist diejenige Sache, für die der auf der Subjektposition stehende Name im „daß“-Nebensatz des betreffenden Urteilsberichts steht; und als *Objektiv* fungiert diejenige Sache, die der vollständige „daß“-Nebensatz des betreffenden Urteilsberichts bezeichnet. Meinong ist der Auffassung, daß Objektive abstrakte Entitäten darstellen, die unabhängig davon bestehen, ob sie jemand im Denken erfaßt oder nicht. Objektive sind verantwortlich dafür, ob ein Urteil wahr oder falsch ist: Ein Urteil, dessen Objektiv besteht, ist wahr, während ein Urteil, dessen Objektiv nicht besteht, falsch ist.⁶

Wie groß das realistische Potential ist, das die Idee der Intentionalität birgt, zeigt sich deutlich in der Argumentation, die **Edmund Husserl** gegen den Psychologismus vorgetragen hat. Viele Philosophen des 19. Jahrhunderts vertraten die These, daß die Gesetze der Logik empirische Verallgemeinerungen darstellen, die die Art und Weise betreffen, in der Menschen denken. Diese Auffassung ist eine naheliegende Konsequenz

³ Vgl. Brentano 1874, S. 115.

⁴ Die von Brentano beeinflussten Philosophen sprechen in diesem Zusammenhang gerne von „bewußtseinsimmanenten“ bzw. „bewußtseinstranszendenten“ Gegenständen.

⁵ Vgl. Twardowski 1894.

⁶ Vgl. Meinong 1904.

aus der Prämisse, die am Anfang des idealistischen Gedankenganges steht: Urteile bestehen vollständig aus Bestandteilen des Bewußtseins. Husserl bemerkte, daß der Psychologismus mit dem apriorischen und notwendigen Charakter logischer Gesetze unvereinbar ist. Er greift daher auf die Idee der Intentionalität zurück, um den Psychologismus zu entzaubern: Die Natur von Urteilen, so Husserl, erschöpfe sich nicht in ihren subjektiven, bewußtseinsinternen Aspekten – Urteile besitzen darüberhinaus eine objektive, bewußtseinsexterne Dimension „idealer Bedeutungen“, die unabhängig davon bestehen, ob sie jemand erfasse oder nicht. Logische Gesetze haben Beziehungen zwischen diesen „idealen Bedeutungen“ zum Inhalt.⁷

Eine Parallele zum kontinentaleuropäischen Realismus findet man in Großbritannien, wo **George Edward Moore** und **Bertrand Russell** zu Beginn des 20. Jahrhunderts gegen den Idealismus zu Felde ziehen. Moore und Russell behaupten, daß Urteile Beziehungen zwischen Personen und „Propositionen“ (*propositions*) darstellen, die sich aus „Begriffen“ (*concepts*) zusammensetzen. Ähnlich wie bei Meinongs Objektiven oder Husserls idealen Bedeutungen handelt es sich bei Propositionen um abstrakte Entitäten, die unabhängig vom menschlichen Bewußtsein bestehen. Propositionen sind die ursprünglichen Träger von Wahrheit und Falschheit. Die Wahrheit und Falschheit von Urteilen ist insofern abgeleitet, als wahre Urteile Beziehungen zu wahren Propositionen und falsche Urteile Beziehungen zu falschen Propositionen darstellen.⁸

Neben Moore und Russell leistet **George Frederick Stout** einen originellen Beitrag zum britischen Realismus. Stout hat bereits einige Jahre vor Moore und Russell unter dem Einfluß von Brentano gegen subjektivistische Urteilstheorien argumentiert. Jedes Urteil, so Stout, zeichne sich durch den Bezug auf reale Dinge (*objective reference*) aus: In demselben Sinne, in dem ein Urteil die Existenz eines denkenden Subjekts voraussetze, impliziere es die Existenz von bewußtseinsunabhängigen Objekten. Stout baut diesen Gedanken zu einer Theorie der „noetischen Synthese“ (*noetic synthesis*) aus.⁹

1.4 Probleme mit nicht-existierenden Gegenständen und falschen Urteilen

Die Verfechter des Realismus müssen sich allerdings schon recht bald mit gewissen Problemen auseinandersetzen, die sie zu Modifikationen ihrer Ideen veranlassen. Urteile stellen keine monadischen Bewußtseinszustände dar, sondern Beziehungen zwischen Personen und Aspekten der Wirklichkeit: Das ist die Pointe des realistischen Gedankenganges. Wie wir nun jedoch alle wissen, machen wir uns manchmal auch Gedanken über nichtexistente Gegenstände: So mag man z.B. glauben, daß Pegasus Flügel hat. Haben wir es auch in diesem Fall mit einer Beziehung zwischen einer Person

⁷ Vgl. Husserl 1900/01, Band 1: „Prolegomena zur reinen Logik“.

⁸ Vgl. Moore 1899 und 1903; Russell 1903 und 1904.

⁹ Vgl. Stout 1896.

und einem Aspekt der Wirklichkeit zu tun? Gehört Pegasus zum gegenständlichen Inventar der Welt? Ein ähnliches Problem ergibt sich, wenn wir falsche Urteile betrachten. Nehmen wir einmal an, jemand glaube, daß Napoleon ein Engländer sei. Kann man in dieser Situation davon sprechen, daß die betreffende Person in einer Beziehung zu einem Aspekt der Wirklichkeit steht? Bildet der Sachverhalt, daß Napoleon ein Engländer ist, einen Teil der Realität?¹⁰

1.5 Meinong's These vom Außersein des reinen Gegenstandes

Alexius Meinong hat sich durch diese Fragen nicht irritieren lassen: Ja, auch nichtexistente Objekte wie Pegasus und falsche Objektive wie jenes, daß Napoleon ein Engländer sei, stellen Aspekte der Wirklichkeit dar. In diesem Sinne behauptet er: „[E]s gibt Gegenstände, von denen gilt, daß es dergleichen Gegenstände nicht gibt“.¹¹ Meinong versucht, den scheinbaren Widerspruch, der in dieser Behauptung liegt, durch die These vom „Außersein des reinen Gegenstandes“ zu beseitigen, die besagt, daß die Frage, ob ein Gegenstand existiert oder nicht, im Hinblick auf seine Identität irrelevant ist. Alle Gegenstände, so Meinong, befänden sich „jenseits von Sein und Nicht-Sein“.¹²

Meinong entwickelt diese These vor dem Hintergrund der folgenden Überlegung. Nehmen wir an, Reinhold glaube, daß der Yeti jeden Moment zur Tür hereinschneit. Es scheint in diesem Falle angebracht zu sein, davon zu sprechen, daß es *etwas gebe*, von dem Reinhold glaube, daß es jeden Moment zur Tür hereinschneie. Denn die Antwort auf die Frage „In bezug auf was glaubt Reinhold, daß es jeden Moment zur Tür hereinschneit?“ lautet ohne Zweifel: „In bezug auf den Yeti“. Die Aussage, daß es etwas gebe, von dem Reinhold glaube, daß es jeden Moment zur Tür hereinschneie, steht nun jedoch im Widerspruch zu der Tatsache, daß es den Yeti nicht gibt. Wir scheinen daher zur Aufgabe einer der beiden Annahmen gezwungen zu werden: Entweder ist es falsch, daß es etwas gibt, von dem Reinhold glaubt, daß es jeden Moment zur Tür hereinschneit, oder es ist falsch, daß es den Yeti nicht gibt. Beide Annahmen haben jedoch eine so hohe Überzeugungskraft, daß ihre Aufgabe unplausibel erscheint. Also stehen wir vor einem Problem.

¹⁰ Man könnte an dieser Stelle ein drittes Problem aufwerfen, das Urteile betrifft, in denen Gegenständen Eigenschaften zugeschrieben werden, die nicht exemplifiziert sind. So mag jemand z.B. glauben, daß die Flamme der Kerze, die vor ihm auf dem Tisch steht, aus Phlogiston besteht. Wenn wir diese Meinung unter der in Fußnote 1 beschriebenen Perspektive betrachten, könnte man sagen, daß es sich hierbei um eine Relation zwischen einer Person und der Eigenschaft, aus Phlogiston zu bestehen, handelt. Kann man in diesem Fall weiterhin von einer Beziehung zu einem Aspekt der Wirklichkeit sprechen? Dieses Problem hat die Philosophen merkwürdigerweise nie beschäftigt. Die Gründe dafür mögen in dem Umstand liegen, den ich in Fußnote 1 angedeutet habe.

¹¹ Meinong 1904, S. 9.

¹² Vgl. dazu Meinong 1904, §§ 3-4, S. 7-13.

Ein Vorschlag zur Lösung dieses Problems könnte darin bestehen, zwischen der Vorstellung vom Yeti und dem Yeti selbst zu unterscheiden: Wenn wir sagen, daß es etwas gibt, von dem Reinhold glaubt, daß es jeden Moment zur Tür hereinschneit, dann reden wir nicht vom Yeti selbst, sondern nur von der Vorstellung, die sich Reinhold vom Yeti macht; wir sagen dann, daß diese Vorstellung existiere. Es besteht demnach gar kein Widerspruch zu der Tatsache, daß es den Yeti nicht gibt. Meinong lehnt diesen Vorschlag allerdings ab. Denn – so seine Begründung – Reinhold glaube ja nicht, daß *seine Vorstellung vom Yeti* jeden Moment zur Tür hereinschneit, sondern daß *der Yeti* jeden Moment zur Tür hereinschneit. Meinong erwägt deshalb eine Alternative, die unser Problem nicht durch den Unterschied zwischen Gegenstand und Vorstellung, sondern durch eine Unterscheidung zwischen zwei verschiedenen *Seinsarten* aus der Welt schaffen will: Wenn wir sagen, daß es etwas gibt, von dem Reinhold glaubt, daß es jeden Moment zur Tür hereinschneit, dann sprechen wir dem Yeti eine bestimmte (ungewöhnliche) Art von Sein zu; wenn wir dagegen davon reden, daß es den Yeti nicht gibt, so sprechen wir demselben Gegenstand eine andere (nämlich die gewöhnliche) Seinsart ab. Meinong ist allerdings auch mit diesem Vorschlag unzufrieden. Denn das neue, unkonventionelle Sein, das alle Gegenstände unabhängig davon besitzen sollen, ob es sie (im gewöhnlichen Sinne) gibt bzw. nicht gibt, müßte ein Sein sein, dem kein Nichtsein gegenübersteht. Ansonsten droht nämlich die Gefahr, daß sich unser altes Problem in neuer Form wiederholt.¹³ Bei einem Sein – so Meinong –, dem kein Nicht-Sein gegenüberstehe, könne es sich jedoch nicht um ein Sein handeln. Meinong plädiert deshalb für die folgende Lösung: Wenn Reinhold glaubt, daß der Yeti jeden Moment zur Tür hereinschneit, dann bedeutet das, daß da *etwas* – nämlich der Yeti – ist, von dem Reinhold glaubt, daß es jeden Moment zur Tür hereinschneit; es bedeutet allerdings nicht, daß dieses Etwas – der Yeti also – *ist*. Die Gegenstände unserer Urteile haben weder Sein noch Nicht-Sein; sie stehen vielmehr jenseits dieser Dichotomie.

1.6 Russells Theorie der Kennzeichnungen

Bertrand Russell hat Meinongs Überlegungen nicht nachvollziehen können. Für ihn läuft Meinongs Lehre auf einen glatten Widerspruch hinaus: Daß nichtexistente Gegenstände und falsche Propositionen Aspekte der Wirklichkeit darstellen, könne nichts anderes bedeuten, als daß nichtexistente Einzeldinge existierten und falsche Propositionen wahr seien.¹⁴ Um den Rekurs auf nichtexistente Einzeldinge zu vermeiden, entwickelt Russell seine berühmte „Theorie der Kennzeichnungen“. Die

¹³ Wir benötigen zu diesem Zweck (a) eine Aussage, in der einem Gegenstand *a* die neue, ungewöhnliche Seinsart abgesprochen wird, und (b) eine Aussage, in der einer Person eine Meinung über den Gegenstand *a* zugeschrieben wird.

¹⁴ Vgl. Russell 1905a und 1905b.

Pointe dieser Theorie besteht darin, daß wir jeden Satz, in dem ein Name vorkommt, in einen Satz umwandeln können, der keinen Namen mehr enthält. Ein Satz wie

(1) Pegasus hat Flügel

verwandelt sich unter Russells Perspektive in

(1*) Es gibt genau einen Gegenstand, der pegasiert, und dieser Gegenstand hat Flügel.¹⁵

Wenn wir das Urteil, daß Pegasus Flügel hat, auf diese Weise rekonstruieren, besteht kein Anlaß mehr, es als Beziehung zu einem nichtexistenten Gegenstand aufzufassen. Denn betrachten wir (1*) unter einer logischen Perspektive, so enthält dieser Satz keinen Namen eines nichtexistenten Gegenstandes mehr, sondern nur noch Prädikate und Quantoren. Wer glaubt, daß Pegasus Flügel hat, steht demnach nicht in einer Beziehung zu einem nichtexistenten Gegenstand, sondern in einer Beziehung zu einer (nicht exemplifizierten) Eigenschaft.¹⁶

Bei Ausdrücken der natürlichen Sprache, die oberflächlich wie Namen aussehen, handelt es sich Russell zufolge also im allgemeinen um verdeckte Kennzeichnungen. Als einzige Ausnahme läßt Russell Namen von Gegenständen gelten, von denen wir Erkenntnis durch *Bekanntschaft* (*acquaintance*) haben. Diese besonders intime epistemische Relation sei gegen Irrtümer und Täuschungen immun: Sie garantiere, daß der entsprechende Gegenstand existiere. Ein Name, der einen uns (in dem hier relevanten Sinne) bekannten Gegenstand bezeichne, bürge insofern für die Existenz seines Trägers. Nur ein solcher Name könne daher auch im logischen Sinne als Name gelten. Es gehört zu den Besonderheiten von Russells Philosophie, daß er den Bereich der Gegenstände, zu denen wir die Beziehung der Bekanntschaft unterhalten können – und die dementsprechend Namen im logischen Sinne haben –, auf einige wenige Dinge einschränkt: (a) Sinnesdaten, (b) Daten, die die Erinnerung und die Introspektion liefern, und (c) Universalien.¹⁷

1.7 Russells Theorie der mehrstelligen Urteilsbeziehung

Die Theorie der Kennzeichnungen ist dazu da, um Schwierigkeiten mit nichtexistierenden Gegenständen zu beseitigen. Um das Problem der falschen Urteile zu lösen, schlägt Russell vor, Urteile nicht als zweistellige Relationen zwischen einer

¹⁵ Das Prädikat „pegasiert“ soll im Sinne von „ist ein Pferd mit Flügeln, das Bellerophon gehört“ gelesen werden. Das Beispiel, und die Rede vom „Pegasieren“ stammt aus Quine 1948.

¹⁶ Vgl. Russell 1905a.

¹⁷ Vgl. Russell 1912, Kapitel 5.

Person und einer Proposition aufzufassen, sondern als mehrstellige Beziehung zwischen einer Person und den Konstituenten der betreffenden Proposition. Russell verdeutlicht seine Theorie am Beispiel von Othellos Fehltrug, daß Desdemona Cassio liebe: Othello stehe in diesem Falle nicht in einer Beziehung zu der Proposition, daß Desdemona Cassio liebe, sondern in einer Beziehung zu Desdemona, Cassio und der Relation des Liebens. Die Falschheit seines Urteils bestehe darin, daß Othello diese drei Elemente im Geiste in eine Ordnung bringe, die man in der Wirklichkeit nicht vorfinde.¹⁸

Die Pointe dieser Theorie wird deutlich, wenn wir sie vor dem Hintergrund der Theorie der Kennzeichnungen und der Lehre von der Erkenntnis durch Bekanntschaft betrachten. Alle Propositionen können unter Anwendung der Theorie der Kennzeichnungen nämlich in Bestandteile zerlegt werden, zu denen wir die Beziehung der Bekanntschaft unterhalten. Die Existenz der Konstituenten sowohl wahrer wie auch falscher Propositionen ist demnach stets garantiert.

Die Theorie der Kennzeichnungen und die Auffassung, Urteile seien mehrstellige Beziehungen zu den Konstituenten von Propositionen, sind von Russell ursprünglich zur Verteidigung des Realismus' eingeführt worden. Die Tatsache, daß Russell neben Universalien und den Gegebenheiten der Erinnerung und Introspektion lediglich Sinnesdaten als Objekte der Erkenntnis durch Bekanntschaft akzeptiert, deutet allerdings an, daß sich die metaphysischen Vorzeichen seiner Philosophie zu ändern beginnen: Russell beschäftigt sich immer stärker mit dem klassischen britischen Empirismus (Locke, Berkeley, Hume). Der Kampf gegen den Idealismus tritt daher hinter die Frage zurück, wie wir die Erkenntnis der Wirklichkeit auf der Basis von Sinnesdaten rekonstruieren können.¹⁹ Dieser Trend setzt sich in der Zeit nach dem ersten Weltkrieg fort: Russell hält Urteile nun für Gefühle, die von mentalen Bildern begleitet werden. Ein Urteil sei wahr, wenn das entsprechende mentale Bild die Dinge so repräsentiere, wie sie sich tatsächlich verhielten, und es sei falsch, wenn dies nicht der Fall sei.²⁰ Aber auch diese Theorie hat Russell nicht zufriedenstellen können. Anfang der vierziger Jahre schlägt er deshalb eine behavioristische Analyse von Urteilen vor, die aufgrund ihrer Skizzenhaftigkeit allerdings wenig einflußreich gewesen ist.²¹

1.8 Moores Agnostizismus

Im Gegensatz zu Russell, der eine Vielzahl von Urteiltheorien auf den Markt wirft, reagiert Moore auf das Problem falscher Urteile mit Resignation: Die Analyse von

¹⁸ Vgl. Russell 1912, Kapitel XII; sowie Russell 1919a.

¹⁹ Vgl. Russell 1914.

²⁰ Vgl. Russell 1919b und 1921, insb. Kapitel XII: „Belief“, S. 231-252, sowie Kapitel XIII: „Truth and Falsehood“, S. 253-278.

²¹ Vgl. Russell 1940, Kapitel XIII: „The Significance of Sentences“, insb. S. 184 ff.

Urteilen, die sich auf den Begriff der Proposition berufe, sei falsch; da er jedoch keine Idee habe, wie eine richtige Analyse von Urteilen aussehen könnte, sei es zweifelhaft, ob die philosophische Analyse von Urteilen überhaupt ein sinnvolles Unternehmen darstelle.²² Moores agnostische Haltung beruht auf der Beobachtung, daß die Urteilstheorie, die er in seiner frühen realistischen Phase vertrat, unplausible Konsequenzen hat. Eine dieser Konsequenzen besteht darin, daß wir gezwungen werden, zwischen Propositionen (*propositions*) auf der einen Seite und Tatsachen (*facts*) auf der anderen Seite zu unterscheiden. Der frühen Theorie Moores zufolge handelt es sich bei meinem Urteil, daß *p*, um eine Beziehung zwischen mir und der Proposition, daß *p*. Und dies gilt unabhängig davon, ob mein Urteil, daß *p*, wahr ist oder falsch. In beiden Fällen *gibt es* also die Proposition, daß *p*. Um unter diesen Umständen den Unterschied zwischen der Wahrheit und der Falschheit des Urteils, daß *p*, erklären zu können, müssen wir Moore zufolge noch eine zweite Entität einführen – eine Entität, die der Proposition, daß *p*, zwar ähnelt, die aber im Gegensatz zu ihr nur in dem Falle besteht, in dem mein Urteil, daß *p*, wahr ist. Moore bezeichnet diese Entität als Tatsache, daß *p*. Ist mein Urteil, daß *p*, wahr, existieren demnach *zwei* Dinge: die Proposition, daß *p*, und die Tatsache, daß *p*; ist mein Urteil dagegen falsch, gibt es nur *ein* Ding: die Proposition, daß *p* – nicht aber die Tatsache, daß *p*. Moore hält diese Position jedoch für instabil. Dafür gibt er zwei Gründe an: Erstens sei es unwahrscheinlich, daß Sätze im allgemeinen zwei verschiedene Entitäten bezeichnen (Propositionen und Tatsachen); und zweitens sei es unpausibel, daß jemand, der etwas Falsches glaube, zu etwas in Beziehung stehe, was es *gebe* (die Proposition, daß *p*). Moore findet es natürlicher, in diesem Falle davon zu sprechen, daß die betreffende Person zu etwas in Beziehung steht, was es *nicht* gibt (die Tatsache, daß *p*).

Allerdings, so Moore, könne man nur Beziehungen zu etwas unterhalten, das existiere. Welchen Reim soll man sich also auf die – von Moore bevorzugte – Position machen, daß falsche Urteile Beziehungen zu Dingen darstellen, die nicht existieren? Um diese Frage zu beantworten, läßt sich Moore von Russells Theorie der Kennzeichnungen inspirieren: Analog zu Russell, der behauptet hatte, daß es sich bei Namen in den meisten Fällen nicht um bezeichnende Ausdrücke, sondern um Kennzeichnungen handelt, behauptet Moore, daß Nebensätze der Form „daß *p*“ innerhalb von Aussagen der Form „*S* urteilt, daß *p*“ keine Ausdrücke sind, die Gegenstände – seien es nun Propositionen oder Tatsachen – bezeichnen. Im Gegensatz zu Russell beläßt es Moore allerdings bei dieser negativen Diagnose. Die Frage, *welche* Rolle Nebensätze der Form „daß *p*“ innerhalb von Urteilsberichten spielen, bleibt unbeantwortet.

²² Vgl. dazu Moore 1910/11, Kapitel 14: „Beliefs and Propositions“, insbesondere S. 258-266.

1.9 Stouts Theorie „realer Möglichkeiten“

Stout hat das Problem falscher Urteile mit einer ausgefeilten Theorie „realer Möglichkeiten“ (*real possibilities*) zu lösen versucht. Ein Urteil, so Stout, sei das Resultat einer Entscheidung, die das Subjekt angesichts verschiedener Alternativen treffe. Zunächst sehe sich das Subjekt mit einem bestimmten Ausschnitt der Realität konfrontiert, der weitere Ausdeutungen zulasse. Ein Urteil zu fällen, bedeute, sich für eine dieser Ausdeutungen zu entscheiden. Ein Urteil sei genau dann wahr, wenn die gewählte Ausdeutung durch den ursprünglich erfaßten Ausschnitt realisiert sei – ein falsches Urteil liege dagegen immer dann vor, wenn die gewählte Ausdeutung nicht realisiert sei. Die Pointe dieser Theorie besteht darin, daß *alle* Ausdeutungen – also auch die nichtrealisierten – im ursprünglich anvisierten Ausschnitt der Realität verankert sind.²³

1.10 Husserls Begriff des Noemas

Edmund Husserl hat auf das Problem, das sich aus der Existenz von falschen Urteilen ergibt, mit der Einführung einer neuen Dimension in seine Analyse reagiert, die Twardowskis Kategorie des „Inhalts“ ähnelt. Husserl unterscheidet neben den Sachverhalten, auf die sich unsere Urteile beziehen, eine weitere Komponente, *vermögenderer* sich unsere Urteile auf Sachverhalte beziehen. Husserl bezeichnet diese Komponente zunächst als *Materie*,²⁴ später dann als *Noema* eines „intentionalen Aktes“.²⁵ *Alle* Urteile, so Husserl, – auch die falschen – weisen ein Noema auf. Im Falle eines wahren Urteils ist die Mission des Noemas geglückt: Unser Bewußtsein dockt erfolgreich im Hafen der Wirklichkeit an. Füllen wir dagegen ein falsches Urteil, so scheitert der Vermittlungsversuch des Noemas: Unser Bewußtsein findet keinen Anschluß an die Realität. Nichtsdestotrotz sind auch falsche Urteile Relationen zwischen einer Person und einem Aspekt der Wirklichkeit: Denn das Noema – so wird Husserl nicht müde zu betonen – sei im Gegensatz zu Twardowskis „Inhalt“ kein realer Teil des Bewußtseins, sondern eine abstrakte Entität, die in genau demselben Sinne unabhängig vom Bewußtsein existiere wie die gewöhnlichen Gegenstände und Sachverhalte, von denen unsere Urteile handeln.

²³ Vgl. Stout 1902 und 1910/11.

²⁴ Vgl. Husserl 1900/01, V. Logische Untersuchung.

²⁵ Vgl. Husserl 1913, §87 ff.

1.11 Brentanos „Abkehr vom Nichtrealen“

Die Probleme, die eine realistische Ausdeutung des Intentionalitätsbegriffs im Zusammenhang mit falschen Urteilen bzw. Urteilen erzeugt, die sich auf nichtexistierende Gegenstände beziehen, haben Brentano gegen Ende seines Lebens zu einem radikalen Bruch mit seiner Frühphilosophie veranlaßt, die unter dem Stichwort der „Abkehr vom Nichtrealen“ bekannt geworden ist.²⁶ Wenn jemand ein Urteil fälle – so behauptet Brentano nun –, gebe es hier nicht zwei Dinge, zwischen denen eine wie auch immer geartete Relation bestehe. Der Eindruck, daß es da noch eine andere Sache gebe, zu der das Subjekt in einer Beziehung stehe, sei eine grammatikalische Illusion. Ein Urteil bestehe lediglich aus zwei Komponenten: (a) dem Urteilenden und (b) der Eigenschaft, dieses oder jenes zu urteilen. Man könne diese Eigenschaft nun jedoch nicht wiederum in die Tätigkeit des Urteilens und in das Geurteilte zerlegen. Denn die Ausdrücke, mit denen wir das Geurteilte beschreiben, benennen keinen Gegenstand; sie haben vielmehr die Funktion, die *Art und Weise* der Urteilstätigkeit näher zu bestimmen.

²⁶ Vgl. Brentano 1911; 1930; sowie 1966.

1.12 Literatur

Aquila, Richard E.

- 1977 *Intentionality – A Study of Mental Acts*, University Park: The Pennsylvania State University Press, 1977.

Diskutiert die Positionen von Brentano, Meinong, Husserl, Frege, Russell, Bergmann, Chisholm und Sellars zu Fragen der Intentionalität – wobei das Problem von Meinungen, die sich auf falsche Sachverhalte bzw. nichtexistierende Gegenstände beziehen, eine zentrale Rolle spielt. Vertritt die These, daß die Intentionalität mentaler Zustände auf quasi-sprachlichen Repräsentationen basiert, die als mentale Wörter und Sätze (*mental words* bzw. *sentences*) bezeichnet werden. Die Intentionalität dieser Repräsentationen wird wiederum unter Rekurs auf eine undefinierbare Beziehung der „unmittelbaren Apprehension“ (*immediate apprehension*) erläutert.

Bergmann, Gustav

- 1964 *Logic and Reality*, Madison: University of Wisconsin Press, 1964.

Unterscheidet zwischen aktuellen und möglichen Sachverhalten. Falsche Meinungen sind Beziehungen zwischen Personen und möglichen Sachverhalten, vgl. S. 270 und 307 f.

- 1966 *Realism – A Critique of Brentano and Meinong*, Madison: University of Wisconsin Press, 1966.

Ähnliche These wie Bergmann 1964, vgl. S. 9.

- 1955 „Intentionality“, in: *Semantica (Archivio di Filosofia)*, Rom: Bocca, 1955, 177-216. (Wiederabgedruckt in: Gustav Bergmann, *Meaning and Existence*, Madison: University of Wisconsin Press, 1968, S. 3-38.)

Faßt intentionale mentale Episoden („awarenesses“) wie z.B. das Sehen eines Sachverhaltes als Einzeldinge („particulars“) auf, die dadurch ausgezeichnet sind, daß sie zwei Arten von monadischen Eigenschaften („characters“) exemplifizieren: erstens eine Eigenschaft, die den Modus der jeweiligen Episode festlegt (z.B. die Eigenschaft, eine visuelle Wahrnehmung zu sein), und zweitens eine Eigenschaft, die den Gehalt des entsprechenden Zustandes bestimmt und als „Proposition“ bezeichnet wird (z.B. die Eigenschaft, sich auf den Sachverhalt, daß *a* grün ist, zu beziehen). Eine Proposition in diesem Sinne wird bei Bergmann mit Hilfe der Zitierung desjenigen Satzes symbolisiert, der den Sachverhalt, auf den sich die entsprechende mentale Episode bezieht, zum Ausdruck bringt (z.B. „*gr(a)*“). Bergmann repräsentiert die Wahrnehmung, daß *a* grün ist, insofern als „*aw(b). 'F(a)'(b)*“ – was soviel bedeutet wie „Das Einzelding *b* hat die Eigenschaft, eine visuelle Wahrnehmung zu sein, und es hat die Eigenschaft, den Gehalt, daß *F(a)*, zu haben“. Die Exemplifikation von Propositionen, so Bergmann, sei ein exklusives Merkmal des Mentalen.

Brentano, Franz

- 1874 *Psychologie vom empirischen Standpunkt*, Leipzig: Duncker & Humblot, 1874.

Plädoyer für eine Psychologie als eigenständige, den Naturwissenschaften übergeordnete Wissenschaft von den „psychischen Phänomenen“, die sich der Methode der „inneren Wahrnehmung“ bedient. Charakterisierung psychischer Phänomene mit Hilfe des Begriffs der „intentionalen Inexistenz“. Enthält jene klassischen Formulierungen, die noch heute als Ausgangspunkt für Diskussionen der Intentionalität dienen. Die Ausgabe von 1924 enthält eine nützliche Einleitung von Oskar Kraus, in der Brentanos Psychologie mit der Gegenstandstheorie Meinongs und der Phänomenologie Husserls verglichen wird. Kraus gibt außerdem eine

Darlegung von Brentanos späterer Lehre, daß ausschließlich Reales Objekt des Bewußtseins sein könne.

1911 *Von der Klassifikation der psychischen Phänomene*, Leipzig: Duncker & Humblot 1911.

Ursprünglich als zweiter Band der „Psychologie vom empirischen Standpunkt“ konzipiert. Einteilung der „psychischen Phänomene“ in Vorstellungen, Urteile und Phänomene der Liebe und des Hasses. Im Anhang übt Brentano Kritik an der realistischen Deutung des Intentionalitätsbegriffs.

1928 *Vom sinnlichen und noetischen Bewußtsein*, Leipzig: Meiner 1928.

Manuskripte aus dem Nachlaß. Vertiefende Untersuchungen über innere Wahrnehmung, Arten intentionaler Beziehungen und intentionaler Gegenstände. Unterscheidung zwischen sinnlichen und unsinnlichen („noetischen“) Objekten des Bewußtseins. Ausführungen über den ontologischen Status von Allgemeinbegriffen. Überlegungen zur „Zeitanschauung“.

1930 *Wahrheit und Evidenz*, Leipzig: Meiner 1930.

Erkenntnistheoretische Abhandlungen und Briefe aus dem Nachlaß. Dokumentiert chronologisch Brentanos Abkehr von seiner frühen Intentionalitätslehre. Argumentation gegen die Annahme von „Urteilsinhalten“, „Sätzen an sich“, „Objektiven“ bzw. „Sachverhalten“.

1966 *Die Abkehr vom Nichtrealen*, Bern und München: Francke 1966.

Briefe und Abhandlungen aus dem Nachlaß. Erster Hauptteil enthält eine Auswahl aus dem Briefwechsel zwischen Brentano und Anton Marty bzw. Oskar Kraus von 1902 bis 1916. Der zweite Hauptteil besteht aus Abhandlungen. Dokumentiert Brentanos Kritik am ungezügelter Realismus seiner Schüler.

1982 *Deskriptive Psychologie*, Hamburg: Meiner 1982.

Zusammenstellung aus dem Nachlaß. Basiert auf Vorlesungsmanuskripten der Jahre 1887-91 und 1901. Unterscheidung zwischen Psychognosie (deskriptiver Psychologie) und genetischer Psychologie. Ausführungen über die Aufgaben und Methoden des Psychognosten. Systematisierung der „Elemente des Bewußtseins“. Repräsentiert diejenige Phase in Brentanos Denken, die den größten Einfluß auf Husserl und Meinong ausgeübt hat.

Broad, C. D.

1933 *An Examination of McTaggart's Philosophy*, Band 1, Cambridge: Cambridge University Press, 1933.

Cartwright, Richard

1962 „Propositions“, in: Ronald Joseph Butler (Hg.), *Analytical Philosophy*, 1. Band, Oxford: Blackwell, 1962, S. 81-103.

1968 „Propositions Again“, *Noûs* 2 (1968), S. 199-246.

Castañeda, Hector-Neri

1974 „Thinking and the Structure of the World“, *Philosophia* 4 (1974), S. 3-40.

Entwickelt eine Theorie der Gegenstände des Denkens, die strukturelle Ähnlichkeiten sowohl mit Meinongs, mit Husserls, als auch mit Freges Theorie hat. Postuliert sogenannte „guises“, die man sich am besten als Gegenstände-unter-einer-Beschreibung vorzustellen hat. „Guises“ dienen als direkte Objekte unserer mentalen Zustände und „konstituieren“ die Gegenstände der Außenwelt.

Clark, Romane

1979 „Not Every Object of Thought Has Being. A Paradox in Naïve Predication Theory“, *Noûs* 12 (1979), S. 111-130

Eaton, Ralph M.

1931 *General Logic*, New York: Charles Scribner's Sons, 1931.

Gutes Beispiel einer klassischen Argumentation für die Annahme von Propositionen im Sinne bewußtseinsunabhängiger abstrakter Entitäten. (Teil I, Abschnitt 3-5, S. 11-24) Kritisiert W. E. Johnson für die Behauptung, daß man den Begriff der Proposition nicht unabhängig vom Begriff des Urteils definieren könne. Plädiert stattdessen für eine strikte Trennung zwischen Sätzen, Urteilen, Propositionen und Tatsachen. Wahrheit und Falschheit sind Eigenschaften von Propositionen – nicht von Sätzen oder Urteilen. Beschreibt das Denken als „transitive Aktivität“, die Propositionen als Objekte nimmt. Diskutiert darüberhinaus die Frage des ontologischen Status von Propositionen unter Bezug auf den Meinong zugeschriebenen „platonischen Realismus“ und Kants „Konzeptualismus“. Bezieht in diesem Zusammenhang allerdings nicht eindeutig Position.

Findlay, J. N.

1963 *Meinong's Theory of Objects and Values*, Oxford: Clarendon Press, 1963.

Bietet eine sorgfältige Einführung in Meinongs Gegenstandstheorie. Enthält wertvolle Bemerkungen zu Twardowskis Unterscheidung zwischen Inhalt und Gegenstand einer Vorstellung (Kapitel 1: „The Doctrine of Content and Object“). Kritisiert Russells Theorie der mehrstelligen Urteilsbeziehungen mit ähnlichen Argumenten wie diejenigen Stouts (S. 100 f.). Enthält außerdem eine informelle Darstellung der Ideen Ernst Mallys (S. 110-112 sowie S. 183-184).

Geach, Peter

1957 *Mental Acts*, London: Routledge and Kegan Paul, 1957.

Grossmann, Reinhardt

1960 „Propositional Attitudes“, *Philosophical Quarterly* 10 (1960), 301-312.

1965 *The Structure of Mind*, Madison: University of Wisconsin Press, 1965.

1969 „Recent Work on Brentano and Meinong“, *American Philosophical Quarterly* 6 (1969), S. 17-32.

1974 *Meinong*, London: Routledge and Kegan Paul, 1974.

1983 *The Categorial Structure of the World*, Bloomington: Indiana University Press, 1983.

Diskutiert in Kapitel 3: „Relations“ (Abschnitt IV: „The Nexus of Intentionality“) und Kapitel 7: „Facts“ (Abschnitt I: „Categorized as True Propositions“ und Abschnitt II: „Categorized as Existing States of Affairs“) das Problem nichtexistierender Gegenstände und falscher Meinungen unter Bezug auf Bergmann, Bolzano, Brentano, Meinong, McTaggart, Russell, Ryle und Twardowski. Hält die Bolzano zugeschriebene Lehre der Subsistenz falscher Propositionen für falsch. Vertritt dagegen die Ansicht, daß der „intentionale Nexus“ eine Relation ist, die bestimmte „Eigenschaften mentaler Akte“ – sogenannte „Inhalte“ – mit Tatsachen verbindet. Dies gilt allerdings nur für wahre Meinungen. Im Falle falscher Meinungen bleibt der Nachbereich des intentionalen Nexus’ leer.

Husserl, Edmund

1894 „Intentionale Gegenstände“, in: *Husserliana XXII – Aufsätze und Rezensionen (1890-1910)*, Den Haag: Nijhoff, 1979, S. 304-348.

Unveröffentlichter Aufsatz von 1894. Setzt sich mit dem Problem von Vorstellungen nichtexistenter Gegenstände auseinander. Argumentiert, daß das „immanente“ Objekt des Vorstellens eine Fiktion ohne sachlichen Grund sei, die zu einer „Verdoppelung der Welt in eine wirkliche und vorgestellte Welt“ führe. Intentionaler und realer Gegenstand einer Vorstellung seien vielmehr identisch. Dokumentiert Husserls frühen Realismus und antizipiert die Intentionalitätslehre in *Logische Untersuchungen*.

1896 „Besprechung von K. Twardowski: Zur Lehre vom Inhalt und Gegenstand der Vorstellungen“, in: *Husserliana XXII – Aufsätze und Rezensionen (1890-1910)*, Den Haag: Nijhoff, 1979, S. 349-356.

1900/01 *Logische Untersuchungen*, 3 Bände, Halle: Niemeyer, 1900/01.

Im ersten Band („Prolegomena zur reinen Logik“) präsentiert Husserl seine Argumente gegen den Psychologismus und entfaltet die Idee einer „reinen Logik“. Die Untersuchungen I-IV des zweiten Bandes („Untersuchungen zur Phänomenologie und Theorie der Erkenntnis“) behandeln Fragen, die die *objektive* Seite von Urteilen betreffen. Ausgehend von der grundlegenden Unterscheidung zwischen einem sprachlichem Ausdruck, der ausgedrückten Bedeutung und dem bezeichneten Gegenstand (I. Untersuchung), diskutiert Husserl den ontologischen Status von Universalien (II. Untersuchung), entwirft eine Theorie der Beziehungen zwischen Ganzem und Teil (III. Untersuchung) und präsentiert die Idee einer „reinen Grammatik“ (IV. Untersuchung). Die Untersuchungen V und VI sind dagegen Fragen gewidmet, die die *subjektive* Seite von Urteilen betreffen. In der V. Untersuchung („Über intentionale Erlebnisse und ihre ‚Inhalte‘“) entwickelt Husserl in kritischer Auseinandersetzung mit Brentano eine Theorie der Intentionalität, in deren Mittelpunkt die Unterscheidung zwischen dem „reellen“ und dem „intentionalen“ Inhalt eines „Aktes“ steht. Unter dem „reellen“ Inhalt versteht Husserl die bewußtseinsinternen Komponenten eines intentionalen Erlebnisses. „Reelle“ Inhalte sind individuelle, nicht-wiederkehrende Ereignisse innerhalb des Bewußtseinsstromes. Beim „intentionalen“ Inhalt eines Aktes handelt es sich dagegen um eine abstrakte Entität, die nicht Teil des Bewußtseinsstroms ist, sondern zu unterschiedlichen Zeitpunkten mit verschiedenen intentionalen Erlebnissen gekoppelt sein kann. Die VI. Untersuchung („Elemente einer phänomenologischen Aufklärung der Erkenntnis“) vertieft dieses Thema im Rahmen erkenntnistheoretischer Fragestellungen. Die zweite Auflage von 1913 enthält einige wichtige Veränderungen, die Husserls neue, transzendental-idealistische Position aus den im selben Jahr erschienenen „Ideen“ widerspiegeln und die realistischen Tendenzen, die den Text der ersten Auflage prägen, relativieren.

- 1913 *Ideen zu einer reinen Phänomenologie und phänomenologischen Philosophie*, Halle: Niemeyer, 1913.

Dokumentiert die „transzendente Wende“ in Husserls Denken: Die Gegenstände der Erfahrung und der Erkenntnis werden nun – im Gegensatz zur ersten Auflage der *Logischen Untersuchungen* – als Leistungen einer transzendentalen Subjektivität aufgefaßt. Entwickelt die Lehre von der „phänomenologischen Reduktion“, die unseren Blick auf ein neuartiges philosophisches Forschungsgebiet – die „transzendental reduzierten Phänomene“ – lenkt. Konzipiert die Phänomenologie als „Wesenswissenschaft“ dieser Phänomene. Führt die in den *Logischen Untersuchungen* begonnene Analyse „intentionaler Erlebnisse“ im Rahmen einer neuen Begrifflichkeit fort: Bezeichnet den „reellen“ Inhalt nun als „Noesis“ und den „intentionalen“ Inhalt als „Noema“.

- 1929 *Formale und Transzendente Logik*, Halle: Niemeyer, 1929.

Entwickelt in Abgrenzung vom Begriff der formalen Logik die Idee einer „transzendentalen Logik“ im Sinne einer umfassenden Theorie der Erfahrung und Erkenntnis.

- 1931 *Méditations Cartésiennes*, Paris: A. Colin, 1931. (Deutsche Übersetzung unter dem Titel „Cartesianische Meditationen“, in: *Husserliana I: Cartesianische Meditationen und Pariser Vorträge*, Den Haag: Nijhoff, 1950, S. 43-183.)

Auf der Basis von in Paris gehaltenen Vorlesungen konzipierte und für ein breiteres Publikum gedachte Darstellung der Idee der Phänomenologie. Entwirft ein System des transzendentalen Idealismus.

- 1938 *Erfahrung und Urteil*, Prag: Academia, 1938.

Kurz nach dem Tode Husserls erschienene Schrift, die von Ludwig Landgrebe im Auftrage Husserls erstellt wurde. Vertieft die Fragestellungen aus „Formale und Transzendente Logik“.

- 1950ff *Husserliana. Edmund Husserl, Gesammelte Werke*, Den Haag: Nijhoff, 1950ff.

Auf der Basis des Nachlasses veröffentlichte Werkausgabe des Husserl-Archivs in Louvain/Leuven, Belgien.

Johnson, William Ernest

- 1918a „Analysis of Thinking (I)“, *Mind* 27 (1918), S. 1-21.

- 1918b „Analysis of Thinking (II)“, *Mind* 27 (1918), S. 133-151.

- 1921ff *Logic*, 3 Bände, Cambridge: Cambridge University Press, 1921/22/24.

Unterscheidet im ersten Band „Propositions and Relations“, Kapitel 1, §1, zwischen Propositionen (*propositions*), Urteilen (*judgements*), Sätzen (*sentences*) und Tatsachen (*facts*).

Joseph, H. W. B.

- 1927 „What Does Mr. W. E. Johnson Mean by a Proposition? (I)“, *Mind* 36 (1927), S. 448-466.

- 1928 „What Does Mr. W. E. Johnson Mean by a Proposition? (II)“, *Mind* 37 (1928), S. 21-39.

Kaplan, Abraham, und Copilowish, Irving M.

1939 „Must There Be Propositions?“, *Mind* 48 (1939), S. 478-484.

Behavioristische Analyse von Propositionen, basierend auf Charles Morris' Semiotik, wird in Russell 1940 diskutiert.

Keynes, John Neville

1906 *Formal Logic*, London: Macmillan, 1906.

Kneale, William

1933/34 „The Objects of Acquaintance“, *Proceedings of the Aristotelian Society* 34 (1933/34), S. 187-210.

Kritisiert Russells Theorie der mehrstelligen Urteilsbeziehung.

Lambert, Karel

1983 *Meinong and the Principle of Independence*, Cambridge: Cambridge University Press, 1983.

Mally, Ernst

1912 *Gegenstandstheoretische Grundlagen der Logik und Logistik*, Leipzig: Barth, 1912.

Unterscheidet zwischen Gegenständen, die Eigenschaften *exemplifizieren* („erfüllen“) und *determinieren*. Vertritt die These, daß es einen Bereich abstrakter Gegenstände gibt, die Eigenschaften determinieren, ohne sie zugleich zu exemplifizieren. Die Tatsache, daß es einen Gegenstand *a* gibt, der die Eigenschaft *F* determiniert, ist somit kompatibel mit der Tatsache, daß es nichts gibt, was *F* exemplifiziert. Die Unterscheidung zwischen Exemplifikation und Determination kann folgendermaßen zur Lösung des Problems nichtexistenter Gegenstände genutzt werden: Wer an Pegasus denkt, steht in einer Relation zu einer Entität, die die Eigenschaft, ein Pferd mit Flügeln zu sein, das Bellerophon gehört, determiniert, aber nicht exemplifiziert. Mallys Ideen werden von Zalta 1988 aufgegriffen.

1914 „Über die Unabhängigkeit der Gegenstände vom Denken“, *Zeitschrift für Philosophie und philosophische Kritik* 155 (1914), S. 37-52.

Meinong, Alexius

1877 „Hume-Studien I: Zur Geschichte und Kritik des modernen Nominalismus“, *Sitzungsberichte der philosophisch-historischen Klasse der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in Wien* 87 (1877), S. 185-260. (Wiederabgedruckt in: Rudolf Haller und Rudolf Kindinger (Hg.), *Alexius Meinong Gesamtausgabe*, Bd. I: Abhandlungen zur Psychologie, Graz: Akademische Druck- und Verlagsanstalt, 1969, S. 1-72.)

Kritische Auseinandersetzung mit den Abstraktionstheorien Berkeleys und Humes. Mit längerem Exkurs über das Verhältnis zwischen dem Inhalt und dem Umfang eines Begriffs. Läßt Sympathien für den Standpunkt John Stuart Mills erkennen. Dokumentiert Meinongs „vorrealistische“ Phase. Hat Husserls II. Logische Untersuchung beeinflusst.

- 1892 „Hume-Studien II: Zur Relationstheorie“, *Sitzungsberichte der philosophisch-historischen Klasse der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in Wien* 101 (1882), S. 573-752. (Wiederabgedruckt in: Rudolf Haller, Rudolf Kindinger und Roderick M. Chisholm (Hg.), *Alexius Meinong Gesamtausgabe*, Bd. II: Abhandlungen zur Erkenntnistheorie und Gegenstandstheorie, Graz: Akademische Druck- und Verlagsanstalt, 1971, S. 1-172.)
- 1899 „Über Gegenstände höherer Ordnung und deren Verhältnis zur inneren Wahrnehmung“, *Zeitschrift für Psychologie und Physiologie der Sinnesorgane* 21 (1899), S. 181-271. (Wiederabgedruckt in: Rudolf Haller, Rudolf Kindinger und Roderick M. Chisholm (Hg.), *Alexius Meinong Gesamtausgabe*, Bd. II: Abhandlungen zur Erkenntnistheorie und Gegenstandstheorie, Graz: Akademische Druck- und Verlagsanstalt, 1971, S. 377-471.)
- 1902 *Über Annahmen*, Leipzig: Johann Ambrosius Barth, 1902.
- 1904 „Über Gegenstandstheorie“, in: Alexius Meinong (Hg.), *Untersuchungen zur Gegenstandstheorie und Psychologie*, Leipzig: Johann Ambrosius Barth, 1904, S. 1-50. (Wiederabgedruckt in: Rudolf Haller, Rudolf Kindinger und Roderick M. Chisholm (Hg.), *Alexius Meinong Gesamtausgabe*, Bd. II: Abhandlungen zur Erkenntnistheorie und Gegenstandstheorie, Graz: Akademische Druck- und Verlagsanstalt, 1971, S. 481-530.)
- 1906/07 „Über die Stellung der Gegenstandstheorie im System der Wissenschaften“, *Zeitschrift für Philosophie und philosophische Kritik* 129 (1906), S. 48-94 (1. Artikel), S. 155-207 (2. Artikel); sowie *Zeitschrift für Philosophie und philosophische Kritik* 130 (1907), S. 1-46 (3. Artikel). (Wiederabgedruckt in: Rudolf Haller, Rudolf Kindinger und Roderick M. Chisholm (Hg.), *Alexius Meinong Gesamtausgabe*, Bd. V: Über philosophische Wissenschaft und ihre Propädeutik etc., Graz: Akademische Druck- und Verlagsanstalt, 1975, S. 197-365.)
- Enthält eine Reaktion auf Russell 1905b.
- 1921 „A. Meinong“, in: Raymund Schmidt (Hg.), *Die deutsche Philosophie der Gegenwart in Selbstdarstellungen*, Band 1, Leipzig: Meiner, 1921, S. 91-150.
- 1988 *Über Gegenstandstheorie. Selbstdarstellung*, Hamburg: Meiner, 1988.
- Enthält Meinong 1904 und 1921. Wertvoll wegen einer umfangreichen Bibliographie zur Forschungsliteratur über Meinong.

Melden, A. I.

- 1940 „Thought and Its Objects“, *Philosophy of Science* 7 (1940), S. 434-441.

Stellt die Frage, ob aus der Tatsache, daß ich an ein Einhorn denke, folgt, daß es etwas gibt, an das ich denke. Diskutiert in diesem Zusammenhang die Positionen von Moore und Stebbing (die die Frage verneinen würden) auf der einen, die Position von Stout (der die Frage bejahen würde) auf der anderen Seite. Kommt zu dem etwas unbefriedigenden Resultat, daß Denkakte „keine Objekte“ sind, die eine „generische Beschreibung“ aufweisen, und sich daher nicht in einer philosophisch befriedigenden Weise analysieren lassen.

Moore, George Edward

- 1899 „The Nature of Judgement“, *Mind* 8 (1899), S. 176-193.

Kommt vor dem Hintergrund einer kritischen Diskussion von Bradleys Wahrheits- und Abstraktionstheorie zu dem Resultat, daß Urteile Relationen zwischen Personen und Propositionen (*propositions*) darstellen. Propositionen bestehen weder aus Worten noch aus subjektiven Denkinhalten, sondern aus Begriffen (*concepts*). Begriffe sind abstrakte Entitäten, die unabhängig davon existieren, ob sie jemand erfaßt oder nicht. Die Welt besteht aus Begriffen, und Begriffe sind die einzigen Objekte des Wissens. Die Wahrheit eines Urteils besteht nicht in einer Übereinstimmung zwischen Denkinhalt und Wirklichkeit, sondern verdankt sich dem Umstand, eine wahre Proposition zum Gegenstand zu haben. Endet mit einem Vergleich mit Kants Theorie der Wahrnehmung und Bemerkungen zum Unterschied zwischen empirischen und apriorischen Propositionen.

1903 „The Refutation of Idealism“, *Mind* 12 (1903), S. 433-453.

Argumentiert unter Rekurs auf die Unterscheidung zwischen dem „Inhalt“ (*content*) und dem „Objekt“ (*object*) einer Wahrnehmung gegen die idealistische These, daß sich das Bewußtsein nur auf seine eigenen, subjektiven Inhalte richten könne.

1902 „Truth“, in: James M. Baldwin (Hg.), *Dictionary of Philosophy and Psychology*, 2, Band, New York: Macmillan, 1902, S. 716-718.

1907 „Mr. Joachim’s ‘Nature of Truth’“, *Mind* 16 (1907), S. 229-235.

1910/11 *Some Main Problems of Philosophy*, London: Allen & Unwin 1952.

Vorlesungen, die Moore 1910/11 am Morley College in London gehalten hat. Sie dokumentieren Moores Abkehr von seiner frühen realistischen Position gegenüber Propositionen. Dieser Wechsel ist vor allem auf die Probleme zurückzuführen, die falsche Meinungen aufwerfen.

1917/18 „The Conception of Reality“, *Proceedings of the Aristotelian Society* 18 (1917/18), S. 101-120. (Wiederabgedruckt in: Moore, George Edward, *Philosophical Studies*, London: Routledge and Kegan Paul, 1922, S. 197-219.)

Diskutiert vor dem Hintergrund von Bradleys widersprüchlichen Thesen zum ontologischen Status der Zeit die Frage, was es bedeutet, einer Sache Existenz, Sein oder Realität zu- bzw. abzusprechen. Kommt zu dem Ergebnis, daß Existenz keine Eigenschaft von Einzeldingen ist. Analysiert eine Aussage wie „Löwen sind real“ sinngemäß als „ $(\exists x) (x \text{ ist ein Löwe})$ “. Wendet sich gegen die Auffassung, daß auch nichtexistenten Dingen wie Einhörnern aufgrund der Tatsache, daß wir an sie denken, eine besondere Art der Existenz zukomme. Denn damit ein Satz wie „Ich denke an ein Einhorn“ wahr sein könne, brauchten Einhörner nicht zu existieren. Moores Bemerkungen über die Wahrheitsbedingungen des Satzes „Ich denke an ein Einhorn“ bilden den Ausgangspunkt für die Überlegungen von Stebbing und Melden.

1925/26 *Lectures on Philosophy*, London: Allen & Unwin 1966.

Vorlesungen von 1925/26. Enthält auf S. 132-149 eine kritische Diskussion der syntaktischen Analyse von Meinungsberichten. Moore bezieht sich dabei allerdings nicht auf Carnap, sondern auf Keynes 1906, Teil II, Kapitel 1. Moore macht geltend, daß es einen notwendigen Zusammenhang zwischen dem Gehalt und der Wahrheitsbedingung einer Meinung gebe. Dieser Zusammenhang werde zerstört, wenn wir Meinungen als Beziehungen zu Sätzen auffassen. Denn Sätze haben die Wahrheitsbedingungen, die sie haben, nicht notwendigerweise. Interessant im Vergleich zu Churchs Übersetzungsargument. (Vgl. Abschnitt 2.9 und 2.10 dieser Bibliographie.)

- 1927 „Facts and Propositions“, *Proceedings of the Aristotelian Society, Supplementary Volume 7* (1927), S. 171-206.

Kommentar zu Ramsey 1927.

Parsons, Terence

- 1980 *Nonexistent Objects*, New Haven: Yale University Press, 1980.

Entwirft eine von Meinong inspirierte Theorie, in deren Licht die Behauptung, daß es nichtexistierende Gegenstände gibt, nicht als Widerspruch erscheint. Im Zentrum von Parsons Theorie steht die Unterscheidung zwischen sogenannten Kern- und Manteleigenschaften („*nuclear and extra-nuclear properties*“). Beispiele für Kerneigenschaften sind: rot sein, ein Pferd sein, Flügel haben usw. Manteleigenschaften umfassen dagegen: von jemandem gedacht werden, angebetet werden, möglich sein usw.

Quine, Willard V. O.

- 1948 „On What There Is“, *Review of Metaphysics* 2 (1948), S. 21-38.

Ramsey, F. P.

- 1925 „Universals“, *Mind* 34 (1925), S. 401-417.

- 1927 „Facts and Propositions“, *Proceedings of the Aristotelian Society, Supplementary Volume 7* (1927), S. 153-170.

Modifikation von Russells Theorie der mehrstelligen Urteilsbeziehung.

Rapaport, William J.

- 1978 „Meinongian Theories and a Russellian Paradox“, *Noûs* 12 (1978), S. 153-180.

Entwickelt eine Theorie, die strukturelle Ähnlichkeit mit Meinongs und Mallys Theorie hat. Unterscheidet zwei Typen von Gegenständen – „M-Objekte“ und „aktuale Objekte“ –, die in unterschiedlichen Verhältnissen zu Eigenschaften stehen: Sowohl M-Objekte als auch aktuale Objekte können Eigenschaften *exemplifizieren*, jedoch nur M-Objekte werden durch Eigenschaften *konstituiert*. Die Tomate auf dem Küchentisch exemplifiziert z.B. die Eigenschaft der Röte. Wenn ich an diese Tomate denke, stehe ich jedoch nicht in einer Beziehung zu diesem aktuellen Objekt, sondern zu einem M-Objekt, das (u.a.) durch die Eigenschaft der Röte konstituiert wird.

Robinson, Richard

- 1931 „Mr. Ryle on Propositions“, *Mind* 40 (1931), S. 73-78.

Kommentar zu Ryle 1929/30.

Routley, Richard

- 1979 *Exploring Meinong's Jungle and Beyond*, Canberra: Australian National University, 1979.

Argumentiert unter Berufung auf Meinong für eine Position, die Routley „Noneismus“ nennt. Der Noneismus beinhaltet Thesen wie „Alles, was man denken kann, ist ein Gegenstand“, „Einige Gegenstände existieren nicht“ oder „Jeder Gegenstand hat die Eigenschaften, die er hat, unabhängig davon, ob er existiert oder nicht“.

Russell, Bertrand

- 1903 *The Principles of Mathematics*, London: Allen & Unwin, 1903.
- Dokumentiert Russells extremen Realismus, der insbesondere in Kapitel IV: „Proper Names, Adjectives, and Verbs“ zum Vorschein kommt.
- 1904 „Meinong’s Theory of Complexes and Assumptions I-III“, *Mind* 13 (1904), S. 204-219; S. 336-354; S. 509-524.
- Wohllollende Rezension von Meinong 1899 und 1902.
- 1905a „On Denoting“, *Mind* 14 (1905), S. 479-493.
- Erste Darstellung der Theorie der Kennzeichnungen. Abkehr vom extremen Realismus der Frühzeit.
- 1905b „Review of: A. Meinong, ‘Untersuchungen zur Gegenstandstheorie und Psychologie’“, *Mind* 14 (1905), S. 530-538.
- Kritik an Meinong 1904.
- 1906/07 „On the Nature of Truth“, *Proceedings of the Aristotelian Society* 7 (1906/07), S. 28-49.
- Abschnitte (I) und (II) beschäftigen sich mit der idealistischen Wahrheitstheorie H. H. Joachim’s. Abschnitt (III) enthält Überlegungen, die zur Theorie der mehrstelligen Urteilsbeziehung führen.
- 1907 „Review of: A. Meinong, ‘Über die Stellung der Gegenstandstheorie im System der Wissenschaften’“, *Mind* 16 (1907), S. 436-439.
- Kritik an Meinong 1906/07.
- 1910/11 „Knowledge by Acquaintance and Knowledge by Description“, *Proceedings of the Aristotelian Society* 11 (1910/11), S. 108-128.
- Enthält neben der Darstellung von Russells Konzeption der beiden Wissensarten der Bekanntschaft und Beschreibung eine Skizze der Theorie der mehrstelligen Urteilsbeziehung.
- 1912 *The Problems of Philosophy*, London: Williams & Norgate, 1912.
- Kapitel XII ist der Begründung und Darstellung der Theorie der mehrstelligen Urteilsbeziehung gewidmet.
- 1914 *Our Knowledge of the External World*, Chicago: Open Court, 1914.

1919a „The Philosophy of Logical Atomism“, *The Monist* 29 (1919), S. 32-63.

Ausführliche Motivation und Darstellung der Theorie der mehrstelligen Urteilsbeziehung.

1919b „On Propositions: What They Are and How They Mean“, *The Aristotelian Society, Supplementary Vol. 2* (1919), S. 1-43.

„Psychologische“ Theorie von Propositionen.

1921 *The Analysis of Mind*, London: Allen & Unwin, 1921.

„Psychologische“ Theorie von Propositionen. Urteile sind Gefühle, die von mentalen Bildern begleitet werden.

1940 *An Inquiry into Meaning and Truth*, London: Allen & Unwin, 1940.

Zeigt Sympathie für eine behavioristische Analyse von Urteilen und Meinungen.

Ryle, Gilbert

1929/30 „Are There Propositions?“, *Proceedings of the Aristotelian Society* 30 (1929/30), S. 91-126.

Gute Rekonstruktion der Überlegungen, die zur Einführung von Propositionen im Sinne abstrakter, bewußtseinsunabhängiger Entitäten führen. Kritisiert diese Überlegungen. Glaubt, die Möglichkeit falscher Urteile ohne den Rekurs auf Propositionen erklären zu können.

1931 „Rejoinder to Robinson“, *Mind* 40 (1931), S. 330-334.

Reaktion auf Robinson 1931.

1932 „Phenomenology“, *The Aristotelian Society, Supplementary Vol. 11* (1932), S. 68-83.

Kritik an Husserls Konzept der Intentionalität.

1957 „The Theory of Meaning“, in: Mace, C. A. (Hg.), *British Philosophy in the Mid-century*, London: Allen and Unwin, 1957, S. 239-264.

1973 „Intentionality-Theory and the Nature of Thinking“, *Revue Internationale de Philosophie* 27 (1973), S. 255-265.

Smith, David W. und McIntyre, Ronald

1982 *Husserl and Intentionality*, Dordrecht: Reidel, 1982.

Ausgezeichnete Einführung in die Grundbegriffe von Husserls Phänomenologie, die auf der Basis der Semantik möglicher Welten rekonstruiert werden.

Stebbing, Lizzie Susan

1930 *A Modern Introduction to Logic*, London: Methuen, 1930.

Enthält auf S. 158-162 einen Abschnitt über den Begriff der Existenz, in dem Stebbing im Anschluß an Moores Überlegungen in „The Conception of Reality“ die Implikationen des Satzes „I am thinking of a unicorn“ diskutiert. Wendet sich wie Moore gegen die Auffassung, daß aus der Tatsache, daß wir an Einhörner denken können, folgt, daß Einhörner auf eine bestimmte Art und Weise existieren. Behauptet, daß *an etwas zu denken* keine Eigenschaft darstellt.

Stout, George Frederick

1896 *Analytic Psychology*, 2 Bände, London: Sonnenschein, 1896.

Stouts Kerngedanke findet sich in Band 1, Kapitel I: „Method and Principle of Division of Ultimate Mental Functions“. Stout folgt hier Brentano in der Unterscheidung zwischen dem Bewußtseinsakt und dem Gegenstand eines Bewußtseins – mahnt aber (ähnlich wie Twardowski) eine weitere Unterscheidung innerhalb des Gegenstandes an: nämlich diejenige zwischen Inhalt und Objekt. Beschreibt den Inhalt als eine Modifikation des individuellen Bewußtseins, das Gedanken („thoughts“) auf Objekte ausrichtet, die normalerweise außerhalb des Bewußtseins liegen. Bewußtseinszustände mit objektiver Ausrichtung („thought-reference“) heißen „noetisch“, rein sinnliche Empfindungen („sentience“) ohne objektive Ausrichtung werden dagegen „anoetisch“ genannt. Die Art und Weise, in der die Inhalte eines Bewußtseinszustandes das Objekt bestimmen, auf das sich der betreffende Zustand richtet, bezeichnet Stout als „noetische Synthese“ (vgl. dazu auch Band 2, Kapitel V: „Noetic Synthesis“).

1899 *A Manual of Psychology*, New York: Hinds, Noble & Eldredge, 1899.

1902 „Error“, in: Stout 1930, S. 258-301. (Ursprünglich 1902 erschienen.)

Entwickelt eine Theorie falscher Urteile, die Stouts spätere Theorie „realer Möglichkeiten“ bereits antizipiert. Falsche Urteile setzen voraus, daß sich der Geist mit einer unabhängigen Realität beschäftigt. Es gibt insofern keinen „absoluten“ Irrtum: Auch falsche Urteile beinhalten ein Quentchen Wahrheit („Some truth is presupposed in every error“).

1902/03 „Mr. Bradley’s Theory of Judgement“, *Proceedings of the Aristotelian Society* 3 (1902/03), S. 1-27. (Wiederabgedruckt in Stout 1930, S. 195-220.)

Sorgfältige Darstellung und Kritik von Bradleys Urteilstheorie von einem realistischen Standpunkt.

1910/11 „The Object of Thought and Real Being“, *Proceedings of the Aristotelian Society* 11 (1910/11), S. 187-205. (Wiederabgedruckt unter dem Titel „Real Being and Being for Thought“ in Stout 1930, S. 335-352.)

Entwickelt das Problem falscher Urteile und schlägt die Theorie „realer Möglichkeiten“ als Lösung vor. Vergleicht die eigene Theorie mit den Urteilstheorien Bradleys und Russells.

1911 „Some Fundamental Points in the Theory of Knowledge“, in: Stout 1930, S. 353-383. (Ursprünglich 1911 erschienen.)

Bekannt sich zu der von Twardowski eingeführten und von Husserl, Meinong und anderen übernommenen Unterscheidung zwischen „Akt“, „Inhalt“ und „Gegenstand“. Wählt statt „Inhalt“ allerdings den Ausdruck „Vorstellung“ (*presentation*). Vorstellungen in Stouts Sinn haben zwei Aspekte: Auf der einen Seite handelt es sich um bewußtseinsimmanente, mentale Entitäten, die unmittelbar erlebt werden; auf der anderen Seite stehen sie in der Funktion,

bewußtseinstranszendente, reale Entitäten zu repräsentieren. Verteidigt diese Konzeption gegen den Vorwurf, es handle sich um eine Form des indirekten Realismus.

1914/15 „Mr. Russell’s Theory of Judgement“, *Proceedings of the Aristotelian Society* 15 (1914/15), S. 332-352. (Wiederabgedruckt in Stout 1930, S. 239-257.)

Kritik an Russells Theorie der mehrstelligen Urteilsbeziehung vor dem Hintergrund von Stouts eigener Urteilstheorie.

1921 „The Nature of Universals and Propositions“, *Proceedings of the British Academy* (1921), S. 1-16. (Wiederabgedruckt in Stout 1930, S. 384-404.)

Verteidigt die These, daß Eigenschaften von Einzeldingen in demselben Sinne individuell sind, wie die entsprechenden Einzeldinge. Propositionen werden in Übereinstimmung mit Stouts Urteilstheorie als „possible alternatives“ bzw. „alternative possibilities relative to a real fact“ bezeichnet. Propositionen in diesem Sinne sind keine bloßen „Erfindungen des Verstandes“ („inventions of the understanding“), sondern „wirklich“ („they really exist“).

1930 *Studies in Philosophy and Psychology*, London: Macmillan, 1930.

Sammlung der wichtigsten Artikel, die Stout zum Thema der Intentionalität geschrieben hat.

Twardowski, Kasimir

1894 *Zur Lehre vom Inhalt und Gegenstand der Vorstellungen*, Wien: Hölder, 1894.

Wilson, J. Cook

1926 *Statement and Inference*, 2 Bände, Oxford: Clarendon Press, 1926.

Cook ist der Kopf der Gruppe der sogenannten „Oxforder Realisten“ (H. B. W. Joseph, W. D. Ross, H. A. Prichard). Hat stärker durch seine Lehre als durch seine Veröffentlichungen gewirkt. *Statement and Inference* ist eine Arbeit aus dem Nachlaß zur Philosophie der Logik. Buch 1, Teil I, enthält einen Abschnitt („Logic and the Theories of Knowledge and Reality“), der Cooks realistische Haltung dokumentiert: Sowohl der subjektive Idealismus à la Berkeley als auch der indirekte Realismus à la Locke beruhen auf der falschen Prämisse, daß die direkten Objekte des Bewußtseins mental seien; diese Prämisse basiere auf der wiederum fehlerhaften Identifikation der Dinge, über die wir nachdenken, mit dem Denken selbst.

Wisdom, John

1934 *Problems of Mind and Matter*, Cambridge: Cambridge University Press, 1934.

Diskutiert in Kapitel XI: „Judgement and Truth“ Fragen, die die Analyse von Urteilen betreffen. Beeinflußt durch Russells Theorie der mehrstelligen Urteilsbeziehung.

Woozley, Anthony Douglas

1949 *Theory of Knowledge*, London: Hutchinson’s University Press, 1949.

Kapitel V: „Judgement“ beschäftigt sich mit der Analyse von Urteilen. Diskutiert Argumente für die Annahme von Propositionen. Schlägt eine modifizierte Theorie der mehrstelligen Urteilsbeziehung vor.

Wrinch, Dorothy

1919 „On the Nature of Judgement“, *Mind* 28 (1919), S. 319-329.

Versuch, Russells Theorie der mehrstelligen Urteilsbeziehung auf Urteile auszudehnen, deren Inhalt eine komplexere Struktur als „aRb“ hat.

Zalta, Edward

1988 *Intensional Logic and the Metaphysics of Intentionality*, Cambridge, Mass.: MIT Press, 1988.

Entwirft eine Theorie nicht-existierender Objekte, die sich an Mally 1912 orientiert. Unterscheidet zwischen der Exemplifikation (*exemplifying*) und der Kodierung (*encoding*) von Eigenschaften. Argumentiert, daß seine Theorie nicht nur Probleme mit nicht-existierenden Gegenständen in den Griff bekommt, sondern auch eine Erklärung für die Intensionalität von Aussagen bietet, in denen Personen intentionale Zustände zugeschrieben werden (vgl. zum Thema der Intensionalität Abschnitt 2 dieser Bibliographie). Kapitel 1: „Intensionality and Intentionality“, S. 3-14, bietet eine gute Einführung in das Thema. Behandelt außerdem in Teil IV: „Substitutivity and Existential Generalization“, S. 153 ff, Probleme, die sich im Zusammenhang mit dem Direktreferentialismus ergeben (vgl. zu diesen Problemen Abschnitt 3 dieser Bibliographie).

2. PROBLEME MIT DER INTENSIONALITÄT VON MEINUNGSBERICHTEN

Die Schwierigkeiten, die sich im Zusammenhang mit Meinungen (und anderen propositionalen Einstellungen) ergeben, die sich auf nichtexistente Gegenstände bzw. falsche Sachverhalte richten, haben die philosophische Auseinandersetzung mit dem Phänomen der Intentionalität über einen langen Zeitraum geprägt. In den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts beginnt das philosophische Interesse für diese Probleme jedoch zu schwinden. Der Grund dafür liegt darin, daß sich die Philosophen mehr und mehr einem Rätsel zuwenden, in dessen Mittelpunkt das Prinzip der Ununterscheidbarkeit des Identischen steht. Dieses Prinzip besagt, daß ein und derselbe Gegenstand eine Eigenschaft, die er hat, nicht zugleich nicht haben kann. Wenn zwei Gegenstände identisch sind, so muß der *eine* Gegenstand exakt dieselben Eigenschaften aufweisen wie der *andere* – andernfalls können sie nicht identisch sein. Dieser Grundsatz scheint verletzt zu werden, wenn wir die Tatsache, daß jemand etwas über einen bestimmten Gegenstand glaubt, als *Eigenschaft* dieses Gegenstandes auffassen. Wie sieht diese Schwierigkeit genau aus?

2.1 Das Problem des Morgensterns und Abendsterns

Es ist eine historische Wahrheit, daß die Babylonier nicht wußten, daß der letzte Stern, den sie am Morgenhimmel sahen, derselbe Himmelskörper ist wie der, den sie abends als erstes am Himmel beobachteten. Man kann daher annehmen, daß die Babylonier zwar glaubten, daß der Morgenstern oft am Morgenhimmel zu sehen ist – daß sie jedoch *nicht* glaubten, daß der Abendstern oft am Morgenhimmel zu sehen ist. In dieser Situation scheinen wir zu der Behauptung gezwungen zu werden, daß auf ein und denselben Gegenstand – die Venus nämlich – die Eigenschaft, von den Babyloniern für etwas gehalten zu werden, was oft am Morgenhimmel zu sehen ist, sowohl zutrifft als auch nicht zutrifft. Anders gesagt: Obwohl der Morgenstern und der Abendstern *identisch* sind, scheinen sie *unterschiedliche* Eigenschaften zu haben. Also kann das Prinzip der Ununterscheidbarkeit des Identischen nicht wahr sein.

Diese Überlegung wird in der Literatur oft in der Form einer Schlußfolgerung präsentiert, die von zwei wahren Prämissen zu einer falschen Konklusion führt. Man beruft sich in diesem Zusammenhang allerdings nicht auf das Prinzip der Ununterscheidbarkeit des Identischen, sondern auf sein sprachliches Pendant: das sogenannte *Prinzip der Substitution*. Dieses Prinzip besagt, daß man Ausdrücke, die sich auf ein und dieselbe Entität beziehen, gegeneinander austauschen kann, ohne die

Wahrheit des Gesamtzusammenhangs zu gefährden.²⁷ Das Prinzip der Substitution sanktioniert insofern alle Schlüsse der Form

(Sub)

$F(a)$

$a=b$

$F(b)$

Sätze, in denen Personen Meinungen zugeschrieben werden, scheinen dieses Prinzip zu verletzen. Denn innerhalb der „daß“-Nebensätze, die sie enthalten, scheint der Austausch von Ausdrücken, die sich auf ein und dieselbe Entität beziehen, nicht ohne weiteres möglich zu sein. Wir können z.B. den Ausdruck „der Morgenstern“ innerhalb von

(1) Die Babylonier glaubten, daß der Morgenstern oft am Morgenhimmel zu sehen ist

nicht einfach gegen den Ausdruck „der Abendstern“ austauschen. Denn im Gegensatz zu (1) ist

(2) Die Babylonier glaubten, daß der Abendstern oft am Morgenhimmel zu sehen ist

falsch. Wir können diesen Tatbestand alternativ auch dadurch charakterisieren, daß es mit Hilfe von Meinungsberichten möglich ist, *ungültige* Instanzen der Schlußfigur (Sub) zu erzeugen:

(Bab)

(I) Die Babylonier glaubten, daß der Morgenstern oft am Morgenhimmel zu sehen ist

(II) Der Morgenstern ist der Abendstern

(III) Die Babylonier glaubten, daß der Abendstern oft am Morgenhimmel zu sehen ist

²⁷ Das Prinzip der Substitution wird in der Literatur häufig in einem Atemzug mit dem *Extensionalitätsprinzip* genannt. Das Extensionalitätsprinzip besagt, daß sich Ausdrücke, *die dieselbe Extension haben*, ohne Gefahr für den Wahrheitswert des Gesamtzusammenhangs austauschen lassen. Man sollte beachten, daß es sich beim Prinzip der Substitution und beim Extensionalitätsprinzip um *zwei verschiedene* Prinzipien handelt: Das Prinzip der Substitution legitimiert den Austausch von Ausdrücken, die sich auf ein und dieselbe Entität beziehen – *welche Entität dies auch immer sei*; das Extensionalitätsprinzip legitimiert dagegen den Austausch von Ausdrücken *mit derselben Extension*. Das Prinzip der Substitution ist unmittelbar einleuchtend und steht in einem engen Verhältnis zum Prinzip der Ununterscheidbarkeit des Identischen. Das Extensionalitätsprinzip dagegen genießt keineswegs diesen ausgezeichneten Status. Es gilt nur innerhalb des eng gezogenen Bereichs der klassischen Logik.

Sätze, die in der geschilderten Art und Weise das Prinzip der Substitution verletzen, bezeichnet man gemeinhin als *intensional*. Die Tatsache, daß es das Phänomen der Intensionalität gibt, scheint zu belegen, daß das Prinzip der Substitution falsch ist. Dieses Resultat ist jedoch unakzeptabel: Wenn das Prinzip der Substitution falsch ist, kann auch das Prinzip der Ununterscheidbarkeit des Identischen nicht wahr sein. Das Prinzip der Ununterscheidbarkeit des Identischen ist jedoch so grundlegend für unser Denken, das wir uns seine Falschheit überhaupt nicht vorstellen können. Also stehen wir vor der Herausforderung, eine Erklärung des Phänomens der Intensionalität zu finden, die mit dem Prinzip der Substitution (und folglich auch mit dem Prinzip der Ununterscheidbarkeit des Identischen) kompatibel ist. Wie könnte eine solche Erklärung aussehen?

Die meisten Philosophen glauben, daß die beste Erklärung für das Phänomen der Intensionalität darin besteht, daß Ausdrücke, die in „daß“-Nebensätzen von Meinungsberichten vorkommen, nicht die Rolle spielen, die sie gewöhnlich spielen. Die Uneinigkeit der Philosophen beginnt allerdings spätestens dann, wenn sie präzisieren sollen, *welche* Rolle Ausdrücke, die in „daß“-Nebensätzen von Meinungsberichten vorkommen, spielen.

2.2 Freges Unterscheidung zwischen Sinn und Bezug

Gottlob Freges Theorie basiert auf der erkenntnistheoretischen Annahme, daß Personen keinen *unmittelbaren* geistigen Kontakt mit der Außenwelt unterhalten. Damit wir Meinungen über einen bestimmten Gegenstand haben können, müssen wir diesen Gegenstand stets unter einer bestimmten Beschreibung anvisieren. Wenn ich z.B. einen Gedanken über die Venus habe, so ist mir dieser Himmelskörper laut Frege niemals *als solcher* gegeben, sondern immer nur *vermittels* einer Eigenschaft, die ihn von allen anderen Gegenständen des Universums unterscheidet – wie z.B. die Eigenschaft, als letzter Stern am Morgenhimmel zu scheinen, oder die Eigenschaft, als erster Stern am Morgenhimmel zu scheinen. Man bezeichnet Eigenschaften, die – wenn sie auf etwas zutreffen – auf *genau einen* Gegenstand zutreffen, als *Individuenbegriffe*. Man kann Freges Auffassung daher so rekonstruieren, daß Individuenbegriffe – und nicht die durch sie herausgegriffenen Gegenstände selbst – als direkte Objekte unserer Meinungen fungieren.

Frege hat diese erkenntnistheoretische Intuition zu einer Bedeutungstheorie ausgebaut, in der Namen nicht nur die Rolle von Gegenstandsetiketten spielen, sondern darüberhinaus mit Individuenbegriffen verknüpft sind. Freges Sprachregelung lautet in diesem Zusammenhang, daß Namen sowohl einen *Bezug haben* als auch einen *Sinn*

ausdrücken.²⁸ Da der Sinn eines Namens den Gegenstand, auf den sich dieser Name bezieht, eindeutig bestimmt, ist es unmöglich, daß zwei Namen, die unterschiedlichen Bezug haben, denselben Sinn ausdrücken. Auf der anderen Seite ist es sehr wohl möglich, daß zwei Namen, die unterschiedliche Sinne ausdrücken, denselben Bezug haben. Die Namen „der Morgenstern“ und „der Abendstern“ bieten hierfür ein gutes Beispiel.

Normalerweise, so Frege, bestehe der Bezug eines Namens aus einem gewöhnlichen Gegenstand. Es gebe jedoch auch Fälle, in denen ein Name für seinen Sinn stehe. Ein solcher Fall tritt ein, wenn ein Name in einem „daß“-Nebensatz eines Meinungsberichts auftaucht. Schließen wir z.B. den offenen Satz „Die Babylonier glaubten, daß x oft am Morgenhimmel zu sehen ist“ mit Hilfe des Namens „der Morgenstern“, so *ändert* sich plötzlich der Bezug dieses Ausdrucks: Er steht nun nicht mehr für den Planeten Venus, sondern für die Eigenschaft, der letzte Stern zu sein, der am Morgenhimmel leuchtet.

Mit Hilfe der Unterscheidung zwischen Bezug und Sinn kann Frege das Rätsel um die Babylonier auf eine einfache Weise lösen: Wenn die Namen „der Morgenstern“ und „der Abendstern“ innerhalb der „daß“-Nebensätze von Meinungsberichten gar nicht für den Planeten Venus stehen, sondern sich jeweils auf ihren Sinn beziehen, können wir nicht mehr zu der paradoxen Behauptung gezwungen werden, daß ein und derselbe Gegenstand eine Eigenschaft, die er hat, zugleich nicht hat. Denn die Namen „der Morgenstern“ und „der Abendstern“ drücken ja *verschiedene* Sinne aus.

Frege hat die Unterscheidung zwischen dem Bezug und dem Sinn eines Namens auch auf *Sätze* ausgedehnt: Während der Bezug eines Satzes aus einem der beiden Wahrheitswerte „das Wahre“ und „das Falsche“ gebildet wird, besteht der Sinn eines Satzes aus einer strukturierten Entität, die sich aus den Sinnen derjenigen Ausdrücke zusammensetzt, aus denen der betreffende Satz besteht. Frege bezeichnet diese Entität als *Gedanken*. Wie Namen unterliegen auch Sätze innerhalb von Meinungsberichten einem Bezugswechsel: In ihrer Funktion als „daß“-Nebensätze eines Meinungsberichts stehen sie nicht für einen Wahrheitswert, sondern für einen Gedanken. Frege faßt daher offene Sätze der Form

S glaubt, daß p

als Ausdruck einer Relation zwischen einer Person und einem Gedanken auf.

²⁸ Vgl. dazu Frege 1892a.

2.3 Frege im Vergleich mit Russell und Husserl

Freges Theorie wird oft mit Russells Theorie der Kennzeichnungen verglichen. Freges These, daß Namen nicht nur mit einem Gegenstand, sondern auch mit einem Individuenbegriff verknüpft sind, scheint gut zu der Auffassung von Russell zu passen, daß Namen verdeckte Kennzeichnungen darstellen. Denn Kennzeichnungen bilden das sprachliche Pendant zu Individuenbegriffen. Ferner gibt es eine Parallele zwischen Freges Konzeption des Gedankens und den Propositionen, die Sätze, die mit Hilfe von Kennzeichnungen gebildet werden, zum Ausdruck bringen: In beiden Fällen handelt es sich um komplexe Entitäten, die sich vollständig aus *Begriffen* zusammensetzen. Man schert deshalb fregesche Gedanken und die aus Russells Kennzeichnungstheorie resultierenden Propositionen gerne über einen Kamm und spricht im Hinblick auf beide von *strukturierten Propositionen*.

Ein wichtiger Unterschied zwischen Frege und Russell besteht allerdings darin, daß Russell durchaus die Möglichkeit von Namen einräumt, die keine verdeckten Kennzeichnungen sind. Die Bedeutung eines solchen „genuinen“ Namens, so Russell, erschöpfe sich in dem Gegenstand, den er bezeichne. Sätze, die derartige Namen enthalten, drücken strukturierte Propositionen aus, die neben Begriffen auch *Einzeldinge* enthalten. Man bezeichnet derartige Propositionen gemeinhin als *singuläre Propositionen*. Singuläre Propositionen sind Frege fremd: Für ihn setzen sich *alle* Propositionen – zumindest alle Propositionen, zu denen wir in einer kognitiven Beziehung stehen können – vollständig aus Begriffen zusammen.

Ein anderer Autor, mit dem Frege gerne verglichen wird, ist Husserl. Husserl scheint – ähnlich wie Frege – von der Annahme auszugehen, daß Subjekte keinen unmittelbaren geistigen Kontakt mit der Außenwelt haben können. Husserls Begriff des Noemas scheint insofern dieselbe Funktion auszuüben wie Freges Begriff des Sinnes: Beide Begriffe bezeichnen intermediäre Entitäten, die den Weltbezug eines Subjekts ermöglichen.²⁹

2.4 Quines Begriff der referentiellen Undurchlässigkeit

Willard Van Orman Quine verfolgt bei der Erklärung der Intensionalität von Meinungsberichten eine Strategie, die sich von Freges Ansatz fundamental unterscheidet. Der Irrtum, der im Babylonierbeispiel zu der absurden Konsequenz führt, daß zwei identische Gegenstände unterschiedliche Eigenschaften haben, liegt für Quine nicht darin, zu glauben, daß Personen in einer Beziehung zu *gewöhnlichen Gegenständen* stehen, wenn sie Meinungen haben. Der entscheidende Fehler, so Quine,

²⁹ Vgl. Aquila 1974; Føllesdal 1958; 1969; sowie 1990; Mohanty 1974 und 1982.

liege in der Idee, daß eine Meinung zu haben, bedeute, *zu irgendetwas in einer Beziehung zu stehen*. Mit anderen Worten: Offene Sätze der Form „*x* glaubt, daß *y F* ist“ bzw. „*x* glaubt, daß *p*“ drücken überhaupt gar keine *Relationen* aus.³⁰

Quine begründet seine Auffassung mit dem Hinweis darauf, daß es keinen Sinn ergebe, in die „daß“-Nebensätze von Meinungsberichten „hineinzuquantifizieren“ (*to quantify in*). Satz (1) bietet hierfür ein gutes Beispiel. Wenn der Name „der Morgenstern“ in diesem Satz für irgendeinen Gegenstand stehen würde, so Quine, dann müßte es möglich sein, diesen Namen gegen eine Variable auszutauschen, die durch einen vorangestellten Quantor gebunden wird:

(3) $(\exists x)$ (Die Babylonier glaubten, daß *x* oft am Morgenhimmel zu sehen ist)

Zunächst scheint dieser Satz nicht ungewöhnlich zu sein – bedeutet er doch so viel wie „Es gibt einen Gegenstand *x*, für den gilt: Die Babylonier glaubten, daß *x* oft am Morgenhimmel zu sehen ist“. Wenn wir uns nun jedoch fragen, ob dieser Satz wahr oder falsch ist, geraten wir in Schwierigkeiten. Zunächst mag man geneigt sein, diesen Satz für wahr zu halten: Denn bei dem gesuchten Gegenstand scheint es sich um den Morgenstern zu handeln. Der Morgenstern ist nun aber derselbe Gegenstand wie der Abendstern. Also muß es sich bei dem gesuchten Gegenstand auch um den Abendstern handeln. Genau das ist aber nicht der Fall. Denn der Abendstern erfüllt die im Operanden formulierte Bedingung nicht: Wenn wir den Namen „der Abendstern“ in den Operanden einsetzen, erhalten wir ein falsches Resultat.

Quine schließt aus dieser Beobachtung, daß „daß“-Nebensätze von Meinungsberichten Zonen sogenannter „referentieller Undurchlässigkeit“ sind: Ausdrücke, die innerhalb solcher Zonen plaziert werden, *ändern* nicht etwa – wie Frege glaubt – ihren Bezug, nein: sie *verlieren* ihre bezugnehmende Funktion. Das Vorkommen der Namen „der Morgenstern“ in (1) und „der Abendstern“ in (2) sei daher mit dem Vorkommen von „Peter“ in

Das hier ist Salpeter

vergleichbar: Es handle sich lediglich um eine semantisch funktionslose Silbe eines monadischen Prädikats. Man kann diese Tatsache mit Hilfe von Bindestrichen deutlich machen. Die Sätze (1) und (2) sehen dann folgendermaßen aus:

Die Babylonier glaubten-daß-der-Morgenstern-oft-am-Morgenhimmel-zu-sehen-ist

Die Babylonier glaubten-daß-der-Abendstern-oft-am-Morgenhimmel-zu-sehen-ist.

³⁰ Vgl. dazu Quine 1943; 1953a; sowie 1960.

2.5 Die Diskussion zwischen Quine und Church über die Quantifikation

Alonzo Church hat eingewendet, daß die Argumentation, mit der Quine seine Analyse von Meinungsberichten rechtfertigt, nicht zwingend sei. Church bestreitet insbesondere, daß „daß“-Nebensätze von Meinungsberichten referentiell undurchlässig sind: Eine Quantifikation wie (3) ergebe durchaus Sinn, wenn wir den Wertebereich der gebundenen Variablen im Sinne Freges auf Individuenbegriffe beschränkten.³¹ Quine hat Churchs Einwand sehr ernst genommen und die Möglichkeit, referentielle Undurchlässigkeit durch einen Rückgriff auf Individuenbegriffe und andere sogenannte *intensionale Entitäten* (Begriffe, Eigenschaften, Propositionen) zu vermeiden, genauestens geprüft. Da Church und Quine ihre gegensätzlichen Auffassungen größtenteils am Beispiel von Modalaussagen illustrieren, könnte leicht der Eindruck entstehen, es handle sich bei ihrem Streit um eine spezielle Debatte, die nur für Modallogiker interessant sei. Das ist ein Mißverständnis. Denn Modalaussagen erzeugen ähnliche Probleme wie Meinungsberichte. Auch sie stellen intensionale Sätze dar und können zur Erzeugung von Schlußmustern genutzt werden, die gegen das Prinzip der Ununterscheidbarkeit des Identischen sprechen, wie z.B.:

(Mod)

- (I) Es ist notwendig, daß der Morgenstern als letzter Stern am Morgenhimmel leuchtet
- (II) Der Morgenstern ist der Abendstern
- (III) Es ist notwendig, daß der Abendstern als letzter Stern am Morgenhimmel leuchtet

Die Debatte zwischen Quine und Church läßt sich daher leicht auf Meinungsberichte übertragen.

Quine hat im Laufe seines Lebens eine ganze Reihe von Argumenten gegen Churchs Position vorgebracht: Zunächst war er der Auffassung, daß der Rückgriff auf Individuenbegriffe tatsächlich eine kohärente Interpretation von Quantifikationen wie (3) erlaubt – daß ein solcher Rückgriff in ontologischer Hinsicht jedoch zu kostspielig sei.³² Später hat er Zweifel daran angemeldet, ob sich Intensionen im Zusammenhang mit Meinungsberichten wirklich als Werte quantifizierter Variablen eignen. Denn auch, wenn wir den Wertebereich unserer Variablen auf Intensionen beschränkten, würden die Probleme, die im Zusammenhang mit dem Prinzip der Ununterscheidbarkeit des Identischen auftauchen, nicht verschwinden.³³ Das stärkste Argument, das Quine gegen den Rekurs auf Intensionen ins Feld führt, ist die Idee der Übersetzungsunbestimmtheit, die sich aus dem Gedankenexperiment der Erstübersetzung herleitet: Es gibt, so Quine,

³¹ Vgl. Church 1943a.

³² Vgl. Quine 1947.

³³ Vgl. Quine 1953a.

kein empirisches Verfahren, mit dessen Hilfe wir feststellen können, ob zwei Sätze ein und dieselbe Proposition ausdrücken. Intensionale Entitäten besäßen daher keine klaren Identitätsbedingungen.³⁴

2.6 Smullyans Rekurs auf Russells Theorie der Kennzeichnungen

Die Diskussion zwischen Church und Quine beruht auf einer gemeinsamen Grundüberzeugung, die man folgendermaßen zum Ausdruck bringen könnte: Damit wir eine Erklärung des Phänomens der Intensionalität liefern können, die mit dem Prinzip der Substitution kompatibel ist, müssen wir *entweder* behaupten, daß sich Ausdrücke innerhalb intensionaler Kontexte (seien es nun die „daß“-Nebensätze von Meinungsberichten oder die von Modalaussagen) auf gar nichts beziehen, *oder* wir müssen behaupten, daß sich die genannten Ausdrücke auf etwas anderes beziehen als gewöhnlich; auf *keinen Fall* sollten wir jedoch behaupten, daß sich diese Ausdrücke auf gewöhnliche Gegenstände beziehen; denn genau *diese* Annahme ist für das Problem, das wir zu lösen versuchen, verantwortlich.

Arthur Smullyan hat sich mit dieser Feststellung nicht abfinden wollen. Church und Quine, so Smullyan, stellen uns vor eine falsche Alternative: Wir können Variablen, die innerhalb intensionaler Kontexte vorkommen, sehr wohl den gewöhnlichen Gegenstandsbereich unterstellen, ohne uns Probleme einzuhandeln – wir müssen zu diesem Zweck lediglich Russells Theorie der Kennzeichnungen anwenden.³⁵ Wie sehen die Details dieses Vorschlages aus?

Betrachten wir noch einmal Schluß (Mod). Unter Russells Perspektive hat (Mod) *zwei* Lesarten. Die erste Lesart entsteht dadurch, daß wir die beiden Namen „der Morgenstern“ und „der Abendstern“ als Kennzeichnung mit einem sogenannten „weiten Bereich“ rekonstruieren:

(I') Es gibt genau einen Gegenstand, der der Morgenstern ist, und es ist notwendig, daß dieser Gegenstand als letzter Stern am Morgenhimmel leuchtet.

(II') Der Morgenstern ist der Abendstern

(III') Es gibt genau einen Gegenstand, der der Abendstern ist, und es ist notwendig, daß dieser Gegenstand als letzter Stern am Morgenhimmel leuchtet.

Wenn wir (III) unter der vorliegenden Interpretation lesen, erscheint diese Konklusion weit weniger problematisch als Church und Quine annehmen würden. (III), so meint

³⁴ Vgl. Quine 1960.

³⁵ Vgl. dazu Smullyan 1947 und 1948; den Standpunkt Smullyans teilen Marcus 1948 und Fitch 1949.

Smullyan, sei *wahr*. (Mod) stelle insofern keine ungültige, sondern eine *gültige* Schlußfigur dar!

Wir kommen zu einer anderen Lösung des Problems, wenn wir die Namen „der Morgenstern“ und „der Abendstern“ als Kennzeichnungen mit einem sogenannten „engen Bereich“ auffassen. (Mod) liest sich dann so:

(I'') Es ist notwendig, daß es genau einen Gegenstand gibt, der der Morgenstern ist, und daß dieser Gegenstand als letzter Stern am Morgenhimmel leuchtet.

(II'') Der Morgenstern ist der Abendstern

(III'') Es ist notwendig, daß es genau einen Gegenstand gibt, der der Abendstern ist, und daß dieser Gegenstand als letzter Stern am Morgenhimmel leuchtet.

Wenn wir Prämisse (I) als (I'') rekonstruieren, erkennen wir, daß diese Prämisse nicht wahr ist. Denn (I'') impliziert, daß es notwendig ist, daß es etwas gibt, das als letzter Stern am Morgenhimmel leuchtet. Es ist jedoch keinesfalls notwendig, daß es einen solchen Gegenstand gibt. Es hätte ja z.B. durchaus sein können, daß überhaupt keine Sterne existieren. (Mod) mache, so Smullyan, unter dieser Perspektive also von einer falschen Prämisse Gebrauch – es sei daher kein Wunder, daß wir zu einer falschen Konklusion gelangen.

Es sieht demnach so aus, als ob sowohl Church als auch Quine einer Doppeldeutigkeit von Kennzeichnungen auf den Leim gegangen sind, als sie glaubten, daß (Mod) von zwei wahren Prämissen zu einer falschen Konklusion führt. Denn dies scheint unter keiner Lesart mit Kennzeichnungen der Fall zu sein: Fassen wir die Namen „der Morgenstern“ und „der Abendstern“ als Kennzeichnungen mit einem weiten Bereich auf, so wird die Konklusion wahr, fassen wir die entsprechenden Namen dagegen als Kennzeichnungen mit einem engen Bereich auf, so wird die erste Prämisse falsch. Das Prinzip der Substitution scheint also zu keiner Zeit auf dem Spiel gestanden zu haben. Es besteht demnach weder Anlaß, den Wertebereich von Variablen innerhalb modaler Kontexte auf intensionale Objekte zu beschränken, noch, von referentieller Undurchlässigkeit zu sprechen.

Smullyans Diagnose ist problematisch. Ihre Schwachstelle liegt in der Behauptung, daß (III) unter der Lesart von (III') wahr ist. Wenn (III') wahr sein soll, muß es einen Gegenstand im Wertebereich der Variablen „*x*“ geben, der die Quantifikation

$(\exists x)$ (Es ist notwendig, daß *x* als letzter Stern am Morgenhimmel leuchtet)

wahr macht. *Um welchen Gegenstand handelt es sich?* Um den Morgenstern? Vielleicht – denn es ist notwendig, daß der Morgenstern als letzter Stern am Morgenhimmel leuchtet. Aber der Morgenstern *ist* der Abendstern! Also muß es sich bei dem gesuchten

Gegenstand auch um den Abendstern handeln. Es ist jedoch keinesfalls notwendig, daß der Abendstern als letzter Stern am Morgenhimmel leuchtet. Also kann es sich bei dem Morgenstern bzw. dem Abendstern nicht um den gesuchten Gegenstand handeln.³⁶

Wenn Smullyan trotzdem an der Wahrheit von (III) festhalten will, muß er eine Auffassung vertreten, die Quine als „Essentialismus“ bezeichnet: Gegenstände haben unabhängig davon, von welchem Namen sie bezeichnet werden, notwendige und kontingente Eigenschaften. In diesem Sinne könnte Smullyan z.B. behaupten, daß die Venus – unabhängig davon, ob wir sie nun als Morgenstern oder Abendstern beschreiben – die Eigenschaft, als letzter Stern am Morgenhimmel zu leuchten, notwendigerweise hat. Ist diese Auffassung plausibel?³⁷

2.7 Eine neue Chance für Intensionen: Semantik möglicher Welten

Church hat auf Quines Vorbehalte gegen Intensionen mit dem Entwurf einer formalisierten Sprache reagiert, die der fregeschen Unterscheidung zwischen dem Bezug und dem Sinn eines Ausdrucks Rechnung trägt.³⁸ Die Schwäche seines Entwurfs besteht allerdings darin, daß er keine adäquate modelltheoretische Interpretation von Intensionen bereitstellt. Dieses Defizit wurde erst gegen Ende der fünfziger Jahre durch Arbeiten von Saul Kripke und Stig Kanger beseitigt, die Leibniz' Begriff der *möglichen Welt* semantisch fruchtbar gemacht haben.³⁹ Für die modelltheoretische Interpretation von Intensionen ist dabei der Gedanke relevant, daß ein Satz der Form „Es ist notwendig, daß p “ genau dann wahr ist, wenn „ p “ in allen möglichen Welten wahr ist. Wenn wir diesen Gedanken mit der Idee kombinieren, daß zwei Ausdrücke „ a “ und „ b “ genau dann dieselbe Intension haben, wenn der Satz „ $a=b$ “ notwendigerweise wahr ist, gelangen wir zu der folgenden Rekonstruktion von Intensionen: Intensionen stellen Funktionen dar, die mögliche Welten auf Extensionen abbilden.⁴⁰ Der durch einen Namen „ a “ zum Ausdruck gebrachte Individuenbegriff stellt diejenige Funktion dar, die „ a “ in jeder möglichen Welt ein Einzelding zuordnet; der durch ein Prädikat „ F “ zum Ausdruck gebrachte Allgemeinbegriff stellt diejenige Funktion dar, die „ F “ in jeder möglichen Welt eine Klasse von Einzeldingen zuordnet; und die durch einen Satz „ p “ zum Ausdruck gebrachte Proposition ist diejenige Funktion, die „ p “ in jeder möglichen Welt einen Wahrheitswert zuordnet. Da eine Funktion eindeutig durch die Klasse ihrer

³⁶ Vgl. dazu Quine 1953a. Quine diskutiert hier die Relevanz der Kennzeichnungstheorie allerdings nur im Hinblick auf Modalaussagen. Church 1982 überträgt Quines Argumente gegen Smullyans Ansatz auf Einstellungsberichte.

³⁷ Zur Diskussion über die Frage, inwieweit sich die quantifizierte Modallogik auf einen Essentialismus in diesem Sinne festlegt vgl. Parsons 1969.

³⁸ Vgl. Church 1951a.

³⁹ Vgl. Kripke 1963; Kanger 1957a; 1957b; sowie 1957c.

⁴⁰ Diese Idee stammt – wie Richard Montague berichtet – von Rudolf Carnap. Vgl. Montague 1970.

Wert/Argument-Paare bestimmt wird, können wir eine Proposition mit der Klasse derjenigen möglichen Welten identifizieren, für die sie den Wert „wahr“ liefert.

2.8 Jaakko Hintikkas Interpretation von Meinungsberichten

Auf der Basis der durch die Semantik möglicher Welten bereitgestellten modelltheoretischen Interpretation von Intensionen hat **Jaakko Hintikka** vorgeschlagen, Meinungsberichte der Form

S glaubt, daß p

folgendermaßen als Ausdruck einer Relation zwischen einer Person und einer Klasse möglicher Welten aufzufassen:

In allen Welten, die mit *S*' Meinung kompatibel sind, ist es der Fall, daß p .⁴¹

Unter Hintikkas Perspektive läßt sich die Intensionalität von Meinungsberichten auf eine Weise erklären, die sich von den bisher betrachteten Ansätzen unterscheidet. Wenn Meinungen Relationen zwischen Personen und möglichen Welten darstellen, dann bezieht sich ein Ausdruck „ a “ innerhalb eines Meinungsberichts der Form „*S* glaubt, daß a F ist“ nicht auf *einen*, sondern auf eine *Vielzahl* von Gegenständen – nämlich auf all diejenigen Gegenstände, die „ a “ in den Welten bezeichnet, die zur Klasse der Welten gehören, die mit *S*' Meinung kompatibel sind. Hintikka bezeichnet dieses Phänomen als „multiple Referenz“. Die Tatsache, daß wir koextensionale Gegenstandsbezeichnungen innerhalb der „daß“-Nebensätze von Meinungsberichten nicht ohne Gefahr für den Wahrheitswert des Gesamtzusammenhangs austauschen könnten, rühre, so Hintikka, daher, daß zwei derartige Bezeichnungen in unterschiedlichen Welten möglicherweise an *unterschiedliche* Gegenstände gekoppelt sind. Auf ähnliche Weise läßt sich nun auch Quines Beobachtung erklären, daß die Quantifikation in die „daß“-Nebensätze von Meinungsberichten hinein keinen rechten Sinn ergibt. Auch hier, so Hintikka, liege die Ursache darin, daß sich der durch eine quantifizierte Variable ersetzte Ausdruck in verschiedenen Welten auf unterschiedliche Gegenstände beziehe.

Obwohl Hintikkas Theorie ursprünglich dazu gedacht war zu erklären, warum der Austausch koextensionaler Gegenstandsbezeichnungen innerhalb von Meinungsberichten bzw. die Quantifikation in Meinungsberichte hinein *illegitim* ist, kann man sie ebenso gut zur Formulierung von Bedingungen nutzen, unter denen diese Operationen *legitim* sind. Wenn Hintikkas Beobachtungen richtig sind, dann müßte,

⁴¹ Vgl. dazu Hintikka 1957; 1962; sowie 1969.

erstens, gelten, daß man eine Gegenstandsbezeichnung innerhalb des „daß“-Satzes eines Meinungsberichts gegen einen koextensionalen Ausdruck ersetzen kann, wenn gesichert ist, daß beide Ausdrücke in allen Welten, die mit der entsprechenden Meinung kompatibel sind, koextensional sind;⁴² zweitens müßte gelten, daß man eine Gegenstandsbezeichnung innerhalb des „daß“-Satzes eines Meinungsberichts gegen eine quantifizierte Variable ersetzen kann, wenn gesichert ist, daß sie in allen möglichen Welten, die mit der entsprechenden Meinung kompatibel sind, denselben Gegenstand bezeichnet.⁴³

Hintikkas Analyse von Meinungen als Relationen zwischen Personen und Klassen von möglichen Welten hat viele Anhänger gefunden. Vertreter dieser These müssen sich allerdings regelmäßig mit dem folgenden Einwand auseinandersetzen: Wenn wir Satzintensionen bzw. Propositionen als Klassen möglicher Welten interpretieren, drücken analytisch wahre Sätze *ein und dieselbe* Proposition aus. Denn jeder analytisch wahre Satz ist in allen möglichen Welten wahr. Folglich müssen wir zwei Meinungen, die unterschiedliche analytische Wahrheiten zum Inhalt haben, als Beziehung zu ein und derselben Klasse möglicher Welten ansehen. Jemand, der *einen* analytisch wahren Satz glaubt, müßte demnach auch *alle anderen* analytisch wahren Sätze glauben. Ist das plausibel?⁴⁴

2.9 Carnaps syntaktische Analyse von Meinungsberichten

Aufgrund der Schwierigkeiten, die eine Analyse unter Rekurs auf den Begriff der möglichen Welt mit sich bringt, bevorzugen manche Philosophen einen Ansatz, den **Rudolf Carnap** ausgearbeitet hat. Carnap hat versucht, eine Analyse von Meinungsberichten zu geben, die den Rekurs auf Propositionen vermeidet. Er schlägt vor, den „daß“-Nebensatz eines Meinungsberichts nicht als Namen einer Proposition, sondern als Bezeichnung *für sich selbst* – d.h. als Namen eines Satzes – aufzufassen. Carnaps Überlegungen stützen sich auf die Parallele zwischen dem Phänomen der Intensionalität und dem Phänomen der Modalität. Modalitäten erzeugen – wie wir bereits im Zusammenhang mit der Diskussion zwischen Church und Quine gesehen haben – ebenfalls Schwierigkeiten, die uns zur Aufgabe des Prinzips der Ununterscheidbarkeit des Identischen zu zwingen scheinen. Wir haben z.B. die Intuition, daß der Satz

⁴² Vgl. dazu Hintikka 1962, S. 139. Die Austauschbarkeitsbedingung für zwei Gegenstandsbezeichnungen „a“ und „b“ innerhalb des „daß“-Satzes eines Meinungsberichts ist laut Hintikka erfüllt, wenn gilt: „S glaubt, daß $a=b$ “.

⁴³ Vgl. dazu Hintikka 1962, S. 145; sowie Hintikka 1969, S. 32. Die Quantifikationsbedingung für eine Gegenstandsbezeichnung „a“ innerhalb des „daß“-Satzes eines Meinungsberichts ist laut Hintikka erfüllt, wenn gilt: „S hat eine Meinung darüber, wer oder was a ist“.

⁴⁴ Vgl. für eine ausführliche Diskussion dieses Problems Stalnaker 1984, Kapitel 5.

Es ist notwendig, daß der Morgenstern als letzter Stern am Morgenhimmel leuchtet

wahr, der Satz

Es ist notwendig, daß der Abendstern als letzter Stern am Morgenhimmel leuchtet

jedoch falsch ist. Dieser Umstand scheint zu implizieren, daß auf ein und denselben Gegenstand – die Venus nämlich – die Eigenschaft, notwendigerweise als letzter Stern am Morgenhimmel zu leuchten, sowohl zutrifft als auch nicht zutrifft. Wir stehen demnach wieder vor unserem alten Problem: Obwohl der Morgenstern und der Abendstern *identisch* sind, scheinen sie *unterschiedliche* Eigenschaften zu haben. Also kann das Prinzip der Ununterscheidbarkeit des Identischen nicht wahr sein.

Carnap zufolge wird dieses Problem durch die Verwechslung zwischen dem *Gebrauch* und der *Erwähnung* eines sprachlichen Ausdrucks erzeugt. Wenn wir behaupten, es sei notwendigerweise wahr, daß a F sei, so träfen wir damit keine Aussage über a oder das F -sein von a , sondern über den Satz „ a ist F “. Wir sagen dann, daß der Satz „ a ist F “ *analytisch wahr* ist.⁴⁵ In genau demselben Sinne dürfen wir auch einen Meinungsbericht der Form „ S glaubt, daß a F ist“ nicht als Aussage über a bzw. über das F -sein von a auffassen. In Wirklichkeit handle es sich um eine Aussage über den Satz „ a ist F “.

Um diese Diagnose zu untermauern, benötigt Carnap allerdings ein Prädikat, das dem „daß“-Nebensatz eines Meinungsberichts in demselben Sinne Anführungszeichen aufzwingt wie das Prädikat „... ist analytisch wahr“ dem „daß“-Nebensatz einer Modalaussage. Carnap stützt sich in diesem Zusammenhang auf den zu seiner Zeit hoch im Kurs stehenden logischen Behaviorismus, dem zufolge Meinungsberichte dieselbe Bedeutung haben wie Aussagen über das Verhalten der betreffenden Person.⁴⁶ Carnap schlägt deshalb zunächst vor, einen offenen Satz des Typs

S glaubt, daß p

als

S ist geneigt, in bezug auf „ p “ mit Zustimmung zu reagieren

⁴⁵ Vgl. zu dieser Theorie der Modalität Carnap 1934.

⁴⁶ Die klassische Formulierung des logischen Behaviorismus findet sich in Hempel 1935.

zu paraphrasieren.⁴⁷ Diese Analyse ist jedoch – auch wenn wir voraussetzen, daß der logische Behaviorismus wahr ist – nicht adäquat. Nehmen wir einmal an, daß *S* zwar glaubt, daß *p*, aber kein Deutsch versteht: In diesem Falle wäre der erste Satz wahr, der zweite jedoch falsch. Carnap versucht es deshalb mit einer neuen Paraphrase:

S ist geneigt, in bezug auf irgendeinen Satz irgendeiner Sprache mit Zustimmung zu reagieren, der mit „*p*“ logisch äquivalent ist.

Jedoch auch diese Paraphrase kann Carnap nicht zufriedenstellen. Nehmen wir einmal an, daß *S* glaubt, daß $2+2=4$ ist, aber nicht glaubt, daß alle Hengste männlich sind. Auch in diesem Falle wäre das Original „*S* glaubt, daß $2+2=4$ “ wahr, die Paraphrase „*S* ist geneigt, in bezug auf irgendeinen Satz irgendeiner Sprache mit Zustimmung zu reagieren, der mit „ $2+2=4$ “ logisch äquivalent ist“ falsch. Denn der Satz „ $2+2=4$ “ ist mit „Alle Hengste sind männlich“ logisch äquivalent. (Beide Sätze sind in exakt denselben möglichen Welten wahr – nämlich in *allen*.) *S* würde jedoch auf „Alle Hengste sind männlich“ *nicht* mit Zustimmung reagieren.

Dieses Problem hat Carnap bewogen, bei der Suche nach einer geeigneten Paraphrase auf die Beziehung der *intensionalen Isomorphie* zurückzugreifen. Zwei Sätze, so Carnaps Auskunft, sind genau dann intensional isomorph, wenn sie nicht nur *als Ganzes genommen* logisch äquivalent sind, sondern sich auch in derselben Weise aus logisch äquivalenten Teilausdrücken zusammensetzen.⁴⁸ Die Sätze „Alle Hengste sind männlich“ und „ $2+2=4$ “ sind demnach zwar logisch äquivalent, aber nicht intensional isomorph. Denn der Ausdruck „Hengst“ hat nicht dieselbe Bedeutung wie „2“, und „männlich“ bedeutet nicht dasselbe wie „=“. Die dritte und letzte Paraphrase, die uns Carnap anbietet, lautet demnach folgendermaßen:

S ist geneigt, in bezug auf irgendeinen Satz irgendeiner Sprache mit Zustimmung zu reagieren, der mit „*p*“ intensional isomorph ist.⁴⁹

2.10 Drei verschiedene Typen von Kritik an Carnaps Theorie

Carnaps Theorie stößt im allgemeinen wegen ihrer behavioristischen Voraussetzungen auf Ablehnung. **Roderick M. Chisholm** hat eingewendet, daß es unmöglich sei, eine logisch äquivalente Paraphrase eines Meinungsberichts zu geben, die sich

⁴⁷ Vgl. dazu den Gedankengang in Carnap 1947, §§13-15.

⁴⁸ Zum Begriff der intensionalen Isomorphie vgl. Carnap 1947, § 14: „Intensional Structure“.

⁴⁹ Vgl. Carnap 1947, § 15: „Applications of the Concept of Intensional Structure“, S. 62.

ausschließlich auf das Verhalten der betreffenden Person beziehe. Im Gegenteil: Wir müßten stets erneut auf das mentale Profil der Person zu sprechen kommen.⁵⁰

Benson Mates hat dagegen ein Argument vorgebracht, das sich gegen Carnaps Rekurs auf den Begriff der intensionalen Isomorphie richtet. Carnaps Analyse, so Mates, habe die Konsequenz, daß jemand, der glaube, daß p , automatisch auch glaube, daß p' – vorausgesetzt, die Sätze „ p “ und „ p' “ seien intensional isomorph. Es seien jedoch viele Situation denkbar, in denen jemand glaube, daß p , *ohne* gleichzeitig zu glauben, daß p' – obwohl „ p “ und „ p' “ intensional isomorphe Sätze darstellten.⁵¹

Alonzo Church hat schließlich eine Kritik an Carnap formuliert, die gemeinhin als desaströs für alle Bemühungen angesehen wird, Meinungen und andere propositionale Einstellungen als Relationen zu sprachlichen Entitäten zu rekonstruieren. Carnap setzt voraus, daß für einen Meinungsbericht eine Paraphrase existiert, die (a) mit dem ursprünglichen Meinungsbericht logisch äquivalent ist und die (b) den „daß“-Nebensatz des ursprünglichen Meinungsberichts zitiert. Es gebe jedoch, so Church, keine Paraphrase, die beide Bedingungen gleichzeitig erfülle. Der Grund dafür bestehe darin, daß durch die Zitierung eines Satzes die Information über seine *Bedeutung* verlorengelange. Ohne diese Information könne die Paraphrase jedoch nicht mit dem Original logisch äquivalent sein.⁵²

2.11 Schefflers Theorie

Israel Scheffler hat eingewendet, daß Churchs Argument nicht *alle* Ansätze diskreditiere, die Meinungen als Relationen zu sprachlichen Entitäten rekonstruieren. Scheffler erläutert seine Theorie zunächst anhand der indirekten Rede. Er schlägt vor, einen Satz der Form „ S sagt, daß p “ als

S macht eine Daß- p -Äußerung

zu analysieren. Unter einer Daß- p -Äußerung versteht Scheffler in diesem Zusammenhang jedes konkrete sprachliche Äußerungsereignis mit der Bedeutung, daß p . Ein „daß“-Nebensatz innerhalb der indirekten Rede wird also nicht als Name einer Proposition interpretiert, sondern als Prädikat, das auf all diejenigen Äußerungsereignisse zutrifft, die die Proposition, daß p , zum Ausdruck bringen.⁵³

⁵⁰ Vgl. Chisholm 1955. Weitere Titel von Chisholm, in denen er seine Kritik an Carnap ausbaut, finden sich in den Literaturangaben zu Abschnitt 5 in dieser Bibliographie.

⁵¹ Vgl. Mates 1950.

⁵² Vgl. Church 1950.

⁵³ Vgl. Scheffler 1954.

Wenn wir Meinungsberichte des Typs „S glaubt, daß p“ auf diese Art und Weise paraphrasieren erhalten wir

S wahr-glaubt eine Daß-p-Äußerung.⁵⁴

Schefflers Analyse scheint gegenüber den Einwänden, die Church gegen Carnap geltend gemacht hat, immun zu sein. Denn seine Paraphrase enthält alle benötigten Informationen über die Bedeutung der entsprechenden Äußerungsereignisse. Churchs Behauptung, daß alle Bemühungen, Meinungen als Relationen zu sprachlichen Entitäten zu konstruieren, zum Scheitern verurteilt seien, scheint daher nicht richtig zu sein.⁵⁵

2.12 Sellars' Methode der Anführungspunkte

Wilfrid Sellars' Ansatz ähnelt Schefflers Auffassung darin, daß auch er den Rekurs auf Propositionen zu vermeiden sucht, indem er die „daß“-Nebensätze eines Meinungsberichts als Prädikate interpretiert. Um diese Analyse plausibel zu machen, wählt Sellars Aussagen über die *Bedeutung* sprachlicher Ausdrücke als Ausgangspunkt. Dem ersten Anschein nach, so Sellars, konstatiert eine Aussage wie

(4) Der englische Satz „It's raining“ bringt die Proposition, daß es regnet, zum Ausdruck

eine Beziehung zwischen dem englischen Satz „It's raining“ und der Proposition, daß es regnet. Bei näherem Hinsehen entpuppt sich (4) jedoch als eine Aussage über die funktionale Rolle, die der Ausdruck „It's raining“ im Englischen spielt. (4) besagt Sellars zufolge nämlich nichts anderes als:

(5) Der Satz „It's raining“ spielt im Englischen dieselbe funktionale Rolle, die der Satz „Es regnet“ im Deutschen spielt.

Um eine Sammelbezeichnung für alle Ausdrücke zur Hand zu haben, die in irgendeiner Sprache die funktionale Rolle spielen, die der Satz „Es regnet“ im Deutschen spielt, setzt Sellars „Es regnet“ in sogenannte Anführungspunkte (*dot quotes*). Aus (5) wird auf diese Weise

⁵⁴ Vgl. Scheffler 1959 und 1963. Scheffler wählt das Verb „wahr-glauben“, um deutlich zu machen, daß es sich bei der Relation, die er hier im Auge hat, nicht um die gewöhnliche Glaubensrelation handelt, sondern um eine Beziehung zwischen einer Person und einer Äußerung. Dieser Kunstgriff geht auf Quine 1956, S. 186, zurück.

⁵⁵ Church 1956b widerspricht dieser Einschätzung. Schefflers Antwort findet sich in Scheffler 1958.

(5*) Der englische Satz „It’s raining“ ist ein •Es regnet•.

Dieses Verfahren, so Sellars, lasse sich nun ebensogut auf Meinungsberichte anwenden. Auch in diesem Fall könnten wir die entsprechenden „daß“-Nebensätze durch Ausdrücke in Anführungspunkten ersetzen. Wir sind demnach nicht mehr gezwungen, Meinungen als Relationen zu abstrakten Entitäten zu interpretieren, sondern können sie als Beziehungen zu konkreten Entitäten ansehen, die eine bestimmte funktionale Rolle spielen.⁵⁶

2.13 Davidsons parataktischer Ansatz

Donald Davidson hat ebenfalls versucht, eine Analyse von Meinungsberichten vorzulegen, die den Rekurs auf Propositionen vermeidet. Die Pointe von Davidsons Ansatz besteht darin, daß er den Ausdrücken, die in den entsprechenden „daß“-Nebensätzen vorkommen, *keinen* Bezugswechsel unterstellt. Ausdrücke, die in „daß“-Nebensätzen vorkommen, bezeichnen Davidson zufolge exakt diejenigen Dinge, die sie auch außerhalb dieser Zusammenhänge bezeichnen. Davidson geht dabei von einer *parataktischen Analyse* der indirekten Rede aus. Ein Redebericht wie

(6) Die Babylonier sagten, daß der Morgenstern oft am Morgenhimmel zu sehen ist,

der oberflächlich wie *ein* Satz aussieht, stellt in Wirklichkeit eine Aneinanderreihung *zweier* Sätze dar:

(6') Die Babylonier sagten das. Der Morgenstern ist oft am Morgenhimmel zu sehen.

Das Wort „daß“ im ursprünglichen Redebericht wird also zum Demonstrativpronomen „das“ umgedeutet, und der „daß“-Nebensatz erhält den Status einer Äußerung, auf die sich das Demonstrativpronomen bezieht. (6) bringt demnach eine Relation zwischen den Babylonier und einer Äußerung *des über die Rede der Babylonier Berichtenden* zum Ausdruck: (6) bedeutet, daß die Babylonier sagten, was ich jetzt sage: Der Morgenstern ist oft am Morgenhimmel zu sehen.

Nun gibt es allerdings ein Problem: Davidsons Paraphrase scheint zu implizieren, daß die Babylonier diejenige Äußerung von sich gaben, die ich im letzten Satz des vorhergehenden Absatzes von mir gegeben habe. Doch das ist nicht wahr. Denn die

⁵⁶ Vgl. Sellars 1964 und 1968. Was man genau unter der funktionalen Rolle eines Ausdrucks verstehen soll, wird in Sellars 1956 und 1974 erklärt. Sellars' Erläuterungen in diesem Punkt haben großen Einfluß auf die Theorie funktionaler Rollen ausgeübt, die zur Naturalisierung der Intentionalität vorgeschlagen worden ist. Vgl. Abschnitt 4.3 dieser Bibliographie.

Babylonier sprachen babylonisch – nicht deutsch. Dieses Problem veranlaßt Davidson zur Einführung des Begriffs des „Gleichsagens“ (*samesaying*): Zwei Personen sind Gleichsager genau dann, wenn ihre Äußerungen in allen relevanten semantischen Hinsichten übereinstimmen. Wenn wir die parataktische Analyse um diesen Begriff anreichern, liest sich (6) wie

Die Babylonier haben die Äußerung *u* getätigt, und *u* und die nächste Äußerung machen mich und die Babylonier zu Gleichsagern. Der Morgenstern ist oft am Morgenhimmel zu sehen.

Wenn wir das Problem des Morgensterns und des Abendsterns unter der Perspektive dieser Theorie betrachten, läuft es darauf hinaus, daß die Babylonier in einer Beziehung zu meiner Äußerung „Der Morgenstern ist oft am Morgenhimmel zu sehen“ stehen und diese Beziehung nicht zu meiner Äußerung „Der Abendstern ist oft am Morgenhimmel zu sehen“ unterhalten. Da es sich bei den beiden erwähnten Äußerungen um *verschiedene* Äußerungen handelt, bleibt das Prinzip der Ununterscheidbarkeit des Identischen unberührt.⁵⁷

⁵⁷ Vgl. Davidson 1969.

2.14 Literatur

Anderson, A. R.

1962 „On Professor Martin's Beliefs“, *The Journal of Philosophy* 59 (1962), S. 600-607.

Reaktion auf Martin 1962b.

Aquila, Richard E.

1974 „Husserl and Frege on Meaning“, *Journal of the History of Philosophy* 12 (1974), S. 377-383.

Balaguer, M.

1998 „Attitudes Without Propositions“, *Philosophy and Phenomenological Research* 58 (1998), S. 805-826.

Barense, J. G.

1969 „Identity in Indirect Discourse“, *The Journal of Philosophy* 66 (1969), S. 381-382.

Reaktion auf Geach 1967.

Bealer, George

1982 *Quality and Concept*, Oxford: Clarendon Press, 1982.

1994 „Property Theory: The Type-Free Approach versus the Church Approach“, *Journal of Philosophical Logic* 23 (1994), S. 139-171.

Ein Vergleich von Churchs Auffassung intensionaler Entitäten mit derjenigen von Bealer.

Beard, R. W.

1965/66 „Synonymy and Oblique Contexts“, *Analysis* 26 (1965/66), S. 1-5.

Ben-Yami, H.

1997 „Against Characterizing Mental States as Propositional Attitudes“, *Philosophical Quarterly* 186 (1997), S. 84-89.

Brandl, Johannes

1993 „How Relational Are Davidson's Beliefs“, in: Stoecker, R. (Hg.), *Reflecting Davidson*, Berlin und New York: de Gruyter, 1993, S. 175-193.

Kritik an Davidson 1969.

Burge, Tyler

1978 „Belief and Synonymy“, *The Journal of Philosophy* 75 (1978), S. 119-138.

Verteidigt Mates 1950 insbesondere gegen Church 1954. Churchs Argumentation beruhe auf der Voraussetzung, daß es generell legitim sei, begrifflich widersprüchliche Äußerungen wie z.B. „Eine Woche ist eine Periode von fünf Tagen“ zu reformulieren, wenn wir den Inhalt der durch diese Äußerung zum Ausdruck gebrachten Überzeugung rekonstruieren wollen. Es gibt jedoch keinen Grund, warum wir jemandem, der sagt: „Eine Woche ist eine Periode von fünf Tagen“, nicht auch die Überzeugung, daß eine Woche eine Periode von fünf Tagen sei, zuschreiben sollen.

Carnap, Rudolf

1934 *Logische Syntax der Sprache*, Wien: Springer, 1934.

Entwirft in §§63-71, S. 176-202, eine allgemeine Theorie der Intensionalität, die auf dem Begriff eines „quasi-syntaktischen“ Satzes basiert. Ein quasi-syntaktischer Satz ist – grob gesagt – ein Satz, der von bestimmten *Dingen* zu handeln scheint, obwohl er sich bei näherem Hinsehen auf die *Ausdrücke* für die entsprechenden Dinge bezieht. Schlägt in diesem Sinne vor, Modalaussagen wie „Es ist notwendig, daß p “ als „Der Satz ‚ p ‘ ist analytisch wahr“ zu interpretieren. Dehnt diese Art der Analyse auch auf andere intensionale Sätze aus: Ein Satz wie „Karl denkt A “ bedeutet Carnap zufolge z.B. dasselbe wie „Karl denkt ‚ A ‘“ (§68, S. 191). Antizipiert in §79 „Philosophische Sätze in inhaltlicher und formaler Redeweise“, S. 231, Quines These, daß die Rede von *wesentlichen Eigenschaften* eines Gegenstandes zu Widersprüchen führt.

1935 *Philosophy and Logical Syntax*, London: Kegan Paul, Trench, Trubner & Co, 1935.

Vereinfachte Darstellung der Ideen aus Carnap 1934.

1947 *Meaning and Necessity*, Chicago: The University of Chicago Press, 1947.

Dokumentiert eine Wendung in Carnaps Behandlung intensionaler Phänomene. Entwirft zum Zwecke der Analyse von Modalaussagen die an Freges Unterscheidung zwischen Sinn und Bezug orientierte „Methode der Extension und Intension“. Im Gegensatz zu Carnap 1934 werden die Nebensätze von Modalaussagen des Typs „Es ist notwendig, daß p “ nicht als Namen von *Sätzen* gedeutet, sondern als Namen von *Intensionen*. Carnaps Behandlung von Aussagen, in denen Personen Meinungen zugeschrieben werden (§§13-15), orientiert sich allerdings weiterhin an der syntaktischen Analyse aus Carnap 1934 und baut diese mit Hilfe des Begriffs der „intensionalen Isomorphie“ aus. Es gibt insofern eine gewisse *Asymmetrie* in der Behandlung intensionaler Phänomene. Diskutiert in §44 Quines Bedenken gegen eine quantifizierte Modallogik. Weist Quines Vorwurf, eine quantifizierte Modallogik müsse alle materiellen Objekte aus dem Bereich ihrer Variablen verbannen, zurück.

1954 „On Belief-Sentences – Reply to Alonzo Church“, in: MacDonald, Margaret (Hg.), *Philosophy and Analysis: A Selection of Articles Published in Analysis*, Oxford: Blackwell, 1954, S. 128-131. (Wiederabgedruckt in der zweiten Auflage von *Meaning and Necessity*, 1956, S. 230-231.)

Schlägt eine Änderung seiner Analyse von Meinungsberichten in Carnap 1947 vor, die vom dort vertretenen logischen Behaviorismus abbrückt. Sätze, in denen Personen Meinungen zugeschrieben werden – so die neue These –, sind nicht logisch äquivalent mit Sätzen, die das Verhalten der betreffenden Personen beschreiben. Sie können höchstens mit einer gewissen Wahrscheinlichkeit aus Sätzen, die das Verhalten von Personen beschreiben, erschlossen werden. Diskutiert unter dieser neuen Perspektive das Problem, das Mates 1950 aufgeworfen hatte. Schließt sich dabei der Einschätzung von Church 1954 an. Beharrt allerdings gegenüber Church 1950 auf der Auffassung, daß eine Paraphrase von Meinungsberichten des Typs „ S glaubt, daß p “ möglich ist, in der der Nebensatz „ p “ zitiert wird.

- 1963 „Replies and Systematic Expositions“, in: Paul A. Schilpp (Hg.), *The Philosophy of Rudolf Carnap*, La Salle: Open Court, 1963, S. 859-1013.

Präsentiert seine aktuellen Auffassungen über Modalität und Intensionalität auf S. 889-900, die in einigen Details von seiner Konzeption in *Meaning and Necessity* abweichen. Verteidigt die Idee, daß wir die Variablen der quantifizierten Modallogik auf Intensionen einschränken müssen. Die Idee der Intension sei nicht inkohärent. Diskutiert im Zusammenhang mit der Analyse von Meinungsberichten die Auffassung Churchs als gleichberechtigte Alternative zu seiner eigenen metasprachlichen Paraphrasierung.

Chisholm, Roderick M.

- 1955 „A Note on Carnap’s Meaning Analysis“, *Philosophical Studies* 6 (1955), S. 87-89.

- 1965 „Leibniz’s Law in Belief Contexts“, in: Anna Theresa Tymieniecka und Charles Parsons (Hg.), *Contributions to Logic and Methodology in Honor of J. M. Bochenski*, Amsterdam 1965, S. 243-250.

Church, Alonzo

- 1940 „Review of A. I. Melden: Thought and Its Objects“, *The Journal of Symbolic Logic* 5 (1940), S. 162-163.

Schlägt vor, den von Melden 1940 (siehe Literatur zu Abschnitt 1) diskutierten Satz „Ich denke an ein Einhorn“ als Relation zwischen einer Person und einer „propositionalen Funktion im intensionalen Sinne“ („propositional function in intension“) zu interpretieren. Antizipiert damit seine spätere Auffassung in bezug auf Meinungsberichte.

- 1942 „Review of Quine: Whitehead and the Rise of Modern Logic“, *The Journal of Symbolic Logic* 7 (1942), S. 100-101.

Diskutiert einen Einwand, den Quine gegen C. I. Lewis’ Gebrauch des Zeichens „ \diamond “ (im Sinne von „Es ist möglich, daß“) vorgebracht hat. Quines Einwand lautet, daß die Sätze „ \diamond (Die Anzahl der Planeten ist kleiner als 7)“ und „ \diamond (9 ist kleiner als 7)“ unterschiedliche Wahrheitswerte haben, obwohl die Teilsätze, aus denen sie bestehen, auf der Basis des Prinzips der Substitution voneinander ableitbar sind. Church weist darauf hin, daß man diesen Einwand unter Rekurs auf Russells Theorie der Kennzeichnungen entkräften könnte (antizipiert damit die Argumentation in Smullyan 1948) – präferiert jedoch selbst eine andere Lösung: Er schlägt die Konstruktion eines Systems vor, in dem das Zeichen „ \diamond “ mit Namen von Propositionen (statt mit Namen von Wahrheitswerten) kombiniert wird. Antizipiert damit die Grundidee des Systems in Church 1951a.

- 1943a „Review of Quine: Notes on Existence and Necessity“, *The Journal of Symbolic Logic* 8 (1943), S. 45-47.

Kritisiert Quines Auffassung, daß sich Variablen innerhalb intensionaler Kontexte nicht auf einen Quantor, der außerhalb dieses Kontextes plaziert wird, rückbeziehen können. Dieses Resultat könne vermieden werden, wenn wir den Wertebereich von Variablen auf intensionale Entitäten beschränken.

- 1950 „On Carnap’s Analysis of Statements of Assertion and Belief“, *Analysis* 10 (1950), S. 97-99.

Kritisiert die Behandlung von Meinungsberichten in Carnap 1947 mit Hilfe des sogenannten Church-Langford Übersetzungstests. Kommt zu dem Ergebnis, daß jeder Versuch, indirekte

Rede des Typs „S sagt, daß p “ oder Meinungsberichte wie „S glaubt, daß p “ durch Paraphrasen wiederzugeben, in denen „ p “ zitiert wird, zum Scheitern verurteilt ist. Schlägt als Alternative die Analyse unter Rekurs auf den Begriff der Proposition vor.

- 1951a „A Formulation of the Logic of Sense and Denotation“, in: Paul Henle, Horace M. Kallen und Susanne K. Langer (Hg.), *Structure Method, and Meaning – Essays in Honor of Henry M. Sheffer*, New York: Liberal Arts Press, 1951, S. 3-24.

Präsentiert eine formale Sprache, die der fregeschen Unterscheidung zwischen Sinn und Bezug Rechnung trägt. Unterscheidet im Hinblick auf die Identität des Sinnes von Ausdrücken drei Alternativen: Alternative (0) besagt, daß zwei Ausdrücke genau dann denselben Sinn haben, wenn sie intensional isomorph sind; Alternative (1) besagt, daß zwei Ausdrücke genau dann denselben Sinn haben, wenn sie unter Zuhilfenahme bestimmter (von Church näher spezifizierter) Inferenzregeln voneinander ableitbar sind; und Alternative (2) besagt, daß zwei Ausdrücke genau dann denselben Sinn haben, wenn sie logisch äquivalent sind. Wiederholt in Fußnote 5 (S. 5f) noch einmal seine Einwände gegen Carnaps Behandlung von Meinungsberichten.

- 1951b „The Need for Abstract Entities in Semantic Analysis“, *Proceedings of the American Academy of Arts and Sciences* 80 (1951), S. 100-112. (Wiederabgedruckt in: Jerrold J. Katz und Jerry A. Fodor, *The Structure of Language*, Englewood Cliffs: Prentice-Hall, 1964, S. 437-445.)

Erläutert die Idee einer formalen Sprache als Grundlage für eine abstrakte Theorie der natürlichen Sprache. Eine solche Theorie sollte *alle* beobachtbaren Diskursformen erklären können – im besonderen Meinungsberichte, Modalaussagen und kontrafaktische Konditionale. Plädiert deshalb für eine formale Sprache, die Freges Unterscheidung zwischen Sinn und Bezug berücksichtigt. Skizziert die Syntax und Semantik einer solchen Sprache.

- 1954 „Intensional Isomorphism and Identity of Belief“, *Philosophical Studies* 5 (1954), S. 65-73.

Schlägt eine Verbesserung in Carnaps Begriff der intensionalen Isomorphie vor. Weist die gegen Carnap gerichteten Argumente in Mates 1950 zurück.

- 1956a *Introduction to Mathematical Logic*, Princeton: Princeton University Press, 1956.

Enthält eine lesenswerte Einführung in die Grundbegriffe der formalen Logik („Introduction“, S. 1-68). Erläutert in diesem Rahmen auch Freges Unterscheidung zwischen Sinn und Bezug, die allerdings in späteren Kapiteln des Buches keine Anwendung findet.

- 1956b „Propositions and Sentences“, in: I. M. Bochenski, A. Church und N. Goodman (Hg.), *The Problem of Universals*, Notre Dame, Indiana: University of Notre Dame Press, 1956, S. 1-11.

Erläutert unter Rückgriff auf die Philosophiegeschichte den Begriff der Proposition im Sinne einer abstrakten Entität. Diskutiert in diesem Zusammenhang Scheffler 1954. Erhebt den Einwand, daß Scheffler Aussagen, in denen offenbar über Propositionen quantifiziert wird – wie z.B. „Church und Goodman haben einander widersprochen“, „Einige Behauptungen von Velikovsky sind unwahrscheinlich“ oder „Alle Aussagen von Aristoteles sind unwahr“ – nicht handhaben kann.

- 1973 „Outline of a Revised Formulation of the Logic of Sense and Denotation (Part I)“, *Noûs* 7 (1973), S. 24-33.

Neuer Versuch, eine formalisierte Sprache zu konstruieren, die auf Freges Unterscheidung zwischen Sinn und Bezug basiert. Berücksichtigt im Gegensatz zu Church 1951a den Begriff einer möglichen Welt.

1974 „Outline of a Revised Formulation of the Logic of Sense and Denotation (Part II)“, *Noûs* 8 (1974), S. 134-156.

1982 „A Remark Concerning Quine’s Paradox About Modality“, *Analisis Filosófico* 2 (1982), S. 25-32. (Wiederabgedruckt in: Nathan Salmon und Scott Soames (Hg.), *Propositions and Attitudes*, Oxford: Oxford University Press, 1988, S. 58-65.)

Macht deutlich, daß sich Quines Kritik an der quantifizierten Modallogik auf eine Logik von Meinungsberichten übertragen läßt, in der offene Sätze wie „S glaubt, daß x F ist“ als Eigenschaften von gewöhnlichen Gegenständen aufgefaßt werden. Konstruiert einen Schluß, der mit der sogenannten Barcan-Formel („Wenn zwei Gegenstände identisch sind, dann ist es notwendig, daß sie identisch sind“) beginnt und bei „Murphy’s Law“ („Wenn es möglich ist, daß zwei Gegenstände unterschiedlich sind, dann *sind* sie unterschiedlich“) endet. Führt in Analogie einen Schluß vor, der zu folgendem Resultat führt: Wenn jemand glaubt, daß zwei Gegenstände unterschiedlich sind, dann *sind* sie unterschiedlich.

1993 „A Revised Formulation of the Logic of Sense and Denotation. Alternative (1)“, *Noûs* 27 (1993), S. 141-157.

Präsentiert ein System logischer Axiome, die Propositionen so charakterisieren, daß sie sich als Gegenstände von Überzeugungen eignen.

Cohen, L. Jonathan

1957 „Can the Logic of Indirect Discourse Be Formalized?“, *The Journal of Symbolic Logic* 22 (1957), S. 225-232.

Bildet Auftakt zu einer Diskussion mit Prior über die Möglichkeit einer extensionalistischen Interpretation von Meinungsberichten und indirekter Rede.

1961 „Why Do Cretans Have to Say so Much?“, *Philosophical Studies* 12 (1961), S. 72-78.

Reaktion auf Prior 1958.

1963 „Indirect Speech: A Rejoinder to Prof. A. N. Prior“, *Philosophical Studies* 14 (1963), S. 15-18.

Antwort auf Prior 1963a.

1964 „Indirect Speech: A Further Rejoinder to Professor Prior“, *Philosophical Studies* 15 (1964), S. 38-40.

Reaktion auf Prior 1964.

1968 „Geach’s Problem about Intentional Identity“, *The Journal of Philosophy* 65 (1968), S. 329-335.

Reagiert auf Geach 1967.

Cornman, James W.

1964 „Speak Your Thoughts“, *The Journal of Philosophy* 61 (1964), S. 665-668.

Kritischer Kommentar zu Sellars 1964.

Davidson, Donald

1963 „The Method of Extension and Intension“, in: Paul A. Schilpp (Hg.), *The Philosophy of Rudolf Carnap*, La Salle: Open Court, 1963, S. 312-349.

Ausführliche und sorgfältige Darstellung und Diskussion von Carnap 1947. Kritisiert, daß sich die bezeichnenden Ausdrücke in Carnaps System – entgegen Carnaps Behauptung – ausschließlich auf intensionale Entitäten beziehen und nicht auf gewöhnliche Gegenstände. Bemerkt, daß sich aus der unterschiedlichen Behandlung von Modalaussagen und Meinungsberichten eine Asymmetrie in der Behandlung intensionaler Kontexte ergibt. Diskutiert in diesem Zusammenhang die Einwände, die Church gegen Carnaps Analyse von Meinungsberichten vorgebracht hat.

1965 „Theories of Meaning and Learnable Languages“, in: Yehoshua Bar-Hillel (Hg.), *Proceedings of the 1964 International Congress for Logic, Methodology, and Philosophy of Science*, Amsterdam: North-Holland, 1965, S. 378-390. (Wiederabgedruckt in: Donald Davidson, *Inquiries into Truth and Interpretation*, Oxford: Clarendon Press, 1984, S. 3-15.)

Kritisiert u.a. die Analyse von Meinungsberichten in Scheffler 1954, Quine 1960 und Church 1951a unter Berücksichtigung der Bedingungen für die Lernbarkeit einer Sprache. Wirft diesen Analysen vor, daß sie (auf jeweils unterschiedliche Art und Weise) eine unendliche Anzahl semantisch primitiver Ausdrücke postulieren. Unter diesen Bedingungen sei eine Sprache nicht lernbar.

1969 „On Saying That“, in: Donald Davidson und Jaakko Hintikka (Hg.), *Words and Objections – Essays on the Work of W. V. Quine*, Dordrecht: Reidel, 1969, S. 158-173.

Präsentiert seine parataktische Analyse von Meinungsberichten und vergleicht diese mit den Ansätzen von Carnap, Quine, Scheffler und Church.

1993 „Reply to Johannes Brandl“, in: Stoecker, R. (Hg.), *Reflecting Davidson*, Berlin und New York: de Gruyter, 1993, S. 194-196.

Dennett, Daniel C.

1968 „Geach on Intentional Identity“, *The Journal of Philosophy* 65 (1968), S. 335-341.

Reagiert auf Geach 1967.

Eberle, R. A.

1978 „Semantic Analysis without Reference to Abstract Entities“, *The Monist* 61 (1978), S. 363-383.

Fales, E.

1978 „Opacity in the Attitudes“, *Canadian Journal of Philosophy* 8 (1978), S. 725-752.

Fine, Kit

- 1990 „Quine on Quantifying In“, in: C. Anthony Anderson und Joseph Owens (Hg.), *Propositional Attitudes – The Role of Content in Logic, Language, and Mind*, Stanford: CSLI, 1990. S. 1-26.

Fitch, Frederic B.

- 1949 „The Problem of the Morning Star and the Evening Star“, *Philosophy of Science* 16 (1949), S. 137-141.

Schließt sich im wesentlichen Smullyan 1947 und 1948 an.

Føllesdal, Dagfinn

- 1958 *Husserl und Frege*, Oslo: Aschehoug, 1958.

- 1969 „Husserl’s Notion of Noema“, *The Journal of Philosophy* 66 (1969), S. 680-687.

- 1978 „Brentano and Husserl on Intentional Objects and Perception“, *Grazer Philosophische Studien* 5 (1978), S. 83-94.

- 1990 „Noema and Meaning in Husserl“, *Philosophy and Phenomenological Research* 50 (1990), S. 263-271.

Frege, Gottlob

- 1891 „Funktion und Begriff“, Vortrag, gehalten in der Sitzung vom 9. 1. 1891 der Jenaischen Gesellschaft für Medizin und Naturwissenschaft. (Wiederabgedruckt in: Günther Patzig (Hg.), *Funktion, Begriff, Bedeutung*, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 1962, S. 18-39.)

- 1892a „Über Begriff und Gegenstand“, *Vierteljahresschrift für wissenschaftliche Philosophie* 16 (1892), S. 192-205. (Wiederabgedruckt in: Günther Patzig (Hg.), *Funktion, Begriff, Bedeutung*, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 1962, S. 66-80.)

- 1892b „Über Sinn und Bedeutung“, *Zeitschrift für Philosophie und philosophische Kritik* 100 (1892), S. 25-50 (Wiederabgedruckt in: Günther Patzig (Hg.), *Funktion, Begriff, Bedeutung*, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 1962, S. 40-65.)

- 1918 „Logische Untersuchungen – Erster Teil: Der Gedanke“, *Beiträge zur Philosophie des deutschen Idealismus*, 1. Band (1918/19), S. 58-77. (Wiederabgedruckt in: Ignacio Angelelli (Hg.), *Gottlob Frege – Kleine Schriften*, Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 1967, S. 342-362.)

Frye, Marilyn P.

- 1964 „Inscriptions and Indirect Discourse“, *The Journal of Philosophy* 61 (1964), S. 767-772.

Kritische Diskussion von Scheffler 1954.

Geach, Peter

1963 „Quantification Theory and the Problem of Identifying Objects of Reference“, *Acta Philosophica Fennica* 16 (1963), S. 41-52.

1967 „Intentional Identity“, *The Journal of Philosophy* 64 (1967), S. 627-632.

Hempel, C. G.

1935 „The Logical Analysis of Psychology“, in: Herbert Feigl und Wilfrid Sellars, *Readings in Philosophical Analysis*, New York: Appleton-Century-Crofts, 1949, S. 373-384. (Ursprünglich auf französisch erschienen in *Revue de Synthèse* 1935.)

1957 „Review of Scheffler, „An Inscriptional Approach to Indirect Quotation“, *Journal of Symbolic Logic* 22 (1957), S. 86.

Begrüßt die Analyse in Scheffler 1954. Bemängelt aber, daß die genaue Spezifizierung der Anwendbarkeitskriterien von Schefflers „Daß-p“-Prädikaten ebenso problematisch sei wie die Spezifikation einer Proposition.

Hill, C. S.

1976 „Toward a Theory of Meaning for Belief Sentences“, *Philosophical Studies* 30 (1976), S. 209-236.

Hintikka, Jaakko

1957 „Modality as Referential Multiplicity“, *Ajatus* 20 (1957), S. 49-64.

1961 „Modality and Quantification“, *Theoria* 27 (1961), S. 119-128.

1962 *Knowledge and Belief*, Ithaca: Cornell University Press, 1962.

1967 „Individuals, Possible Worlds, and Epistemic Logic“, *Noûs* 1 (1967), S. 33-62.

Reagiert auf Sleigh 1967a.

1969a „Partially Transparent Senses of Knowing“, *Philosophical Studies* 20 (1969), S. 5-8.

Reagiert auf Sleigh 1967b.

1969b „Semantics for Propositional Attitudes“, in: John W. Davis, Donald J. Hockney und W. K. Wilson (Hg.), *Philosophical Logic*, Dordrecht: Reidel, 1969, S. 21-45.

1970 „The Semantics of Modal Notions“, *Synthese* 21 (1970), S. 408-424.

1973 „Carnap's Heritage in Logical Semantics“, *Synthese* 25 (1973), S. 372-397.

1975 *The Intentions of Intentionality and Other New Models for Modalities*, Dordrecht: Reidel, 1975.

Kamp, Hans

1990 „Prolegomena to a Structural Theory of Belief and Other Attitudes“, in: C. Anthony Anderson und Joseph Owens (Hg.), *Propositional Attitudes – The Role of Content in Logic, Language, and Mind*, Stanford: CSLI, 1990, S. 27-90.

Kanger, Stig

1957a „The Morning Star Paradox“, *Theoria* 23 (1957), S. 1-11.

1957b „A Note on Quantification and Modalities“, *Theoria* 23 (1957), S. 133-134.

1957c „On the Characterization of Modalities“, *Theoria* 23 (1957), S. 152-155.

Kripke, Saul

1963 „Semantical Considerations on Modal Logic“, *Acta Philosophica Fennica* 16 (1963), S. 83-94.

Lambert, Karel

1955/56 „Synonymity Again“, *Analysis* 16 (1955/56), S. 68-71.

Bezieht sich auf die von Mates/Putnam angestoßene Debatte.

Lepore, Ernest und Loewer, Barry

1989 „You can say *that* again“, *Midwest Studies in Philosophy* 14 (1989), S. 338-356.

Lewis, Clarence I.

1944 „The Modes of Meaning“, *Philosophy and Phenomenological Research* 4 (1944), S. 236-249.

1946 *An Analysis of Knowledge and Valuation*, La Salle: Open Court, 1946.

Linsky, Leonard

1967 *Referring*, London: Routledge & Kegan Paul, 1967.

1977 *Names and Descriptions*, Chicago: University of Chicago Press, 1977.

1983 *Oblique Contexts*, Chicago: University of Chicago Press, 1983.

Marcus, Ruth Barcan

1948 „Review of F. Smullyan: Modality and Description“, *The Journal of Symbolic Logic* 13 (1948), S. 149-150.

- 1960 „Extensionality“, *Mind* 69 (1960), S. 55-62.
- 1961 „Modalities and Intensional Languages“, *Synthese* 13 (1961), S. 302-322.
- 1981 „A Proposed Solution to a Puzzle about Belief“, *Midwest Studies in Philosophy* 6 (1981), S. 501-537.
- 1983 „Rationality and Believing the Impossible“, *The Journal of Philosophy* 75 (1983), S. 321-337.
- 1990 „Some Revisionary Proposals about Belief“, *Philosophy and Phenomenological Research* 50 (1990), S. 133-154.

Martin, Richard M.

- 1959 *Towards a Systematic Pragmatics*, Amsterdam: North-Holland, 1959.
- Ambitionierter Versuch einer extensionalistischen Interpretation von Meinungsberichten und indirekter Rede.
- 1962a „Towards an Extensional Logic of Belief“, *The Journal of Philosophy* 59 (1962), S. 169-172.
- 1962b „On Knowing, Believing, Thinking“, *The Journal of Philosophy* 59 (1962), S. 586-600.
- 1963 „On the Frege-Church Theory of Meaning“, *Philosophy and Phenomenological Research* 23 (1963), S. 605-609.
- 1969 *Belief, Existence, and Meaning*, New York: New York University Press, 1969.

Mates, Benson

- 1950 „Synonymity“, *University of California Publications in Philosophy* 25 (1950), S. 201-226.

Meckler, L.

- 1956 „An Analysis of Belief-Sentences“, *Philosophy and Phenomenological Research* 16 (1956), S. 317-330.
- Enthält Kritik an Scheffler 1954.

Mohanty, J. N.

- 1974 „Husserl and Frege: A New Look at their Relationship“, *Research in Phenomenology* 4 (1974), S. 51-62. (Wiederabgedruckt in: Hubert L. Dreyfus (Hg.), *Husserl, Intentionality and Cognitive Science*, Cambridge, Mass.: MIT Press, 1982.)
- 1982 *Husserl and Frege*, Bloomington: Indiana University Press, 1982.

Montague, Richard

1970 „Pragmatics and Intensional Logic“, *Synthese* 22 (1970), S. 68-94.

Pap, Arthur

1955 „Belief, Synonymity and Analysis“, *Philosophical Studies* 4 (1955), S. 12-15.

Weist Mates' Kritik an Carnaps Begriff der intensionalen Isomorphie zurück.

1957 „Belief and Propositions“, *Philosophy of Science* 24 (1957), S. 123-136.

Parsons, Terence

1969 „Essentialism and Quantified Modal Logic“, *Philosophical Review* 78 (1969), S. 35-52.

Prior, Arthur N.

1958 „Epimenides the Cretan“, *The Journal of Symbolic Logic* 23 (1958), S. 261-266.

Reaktion auf Cohen 1957.

1963a „Indirect Speech Again“, *Philosophical Studies* 14 (1963), S. 12-15.

Reaktion auf Cohen 1961.

1963b „Is the Concept of Referential Opacity Really Necessary?“, *Acta Philosophica Fennica* 16 (1963), S. 189-200.

1963c „Oratio Obliqua“, *Proceedings of the Aristotelian Society, Supplementary Volume* 37 (1963), S. 115-126.

1964 „Indirect Speech and Extensionality“, *Philosophical Studies* 15 (1964), S. 35-38.

Reaktion auf Cohen 1963.

1968 „Intentionality and Intensionality“, *Proceedings of the Aristotelian Society*, Suppl. Vol. XLII (1968), S. 91-106.

Unterscheidet zwischen der sprachphilosophischen These, daß die natürliche Sprache Prädikate enthält, für die die herkömmlichen Extensionalitätsgrundsätze nicht gelten („Intensionalismus“), und der ontologischen These, daß es intensionale Entitäten gibt („Platonismus“). Argumentiert in sprachphilosophischer Hinsicht für den Intensionalismus, in ontologischer Hinsicht für einen strikten Nominalismus, der neben der Existenz von intensionalen Entitäten sogar die Existenz von Klassen und Wahrheitswerten ausschließt. Interessant als Alternative zu Quine und Church.

1971 *Objects of Thought*, Oxford: Clarendon Press, 1971.

Putnam, Hilary

- 1954 „Synonymity, and the Analysis of Belief Sentences“, *Analysis* 14 (1954), S. 114-122.

Verteidigt Carnaps Analyse von Meinungsberichten gegen Church 1950 und Mates 1950. Schlägt eine Verbesserung des Begriffs der intensionalen Isomorphie vor, die die logische Struktur eines Satzes mitberücksichtigt.

Quine, Willard V. O.

- 1941 „Whitehead and the Rise of Modern Logic“, in: Paul Arthur Schilpp (Hg.), *The Philosophy of Alfred North Whitehead*, Evanston: Northwestern University Press, 1941, S. 125-163.

Enthält u.a. eine Kritik an der Modallogik von C. I. Lewis. Bemerkt, daß Lewis' Konzeption von Modalausdrücken als satzbezogene Operatoren zu Problemen mit dem Prinzip der Substitution führt. Wird in Church 1942 kritisch rezensiert.

- 1943 „Notes on Existence and Necessity“, *The Journal of Philosophy* 40 (1943), S. 113-127.

Führt den Begriff des „rein bezeichnenden“ („purely designative“) Vorkommnisses eines Namens ein, der an das Gelingen der Substitution koreferentieller Ausdrücke und an die Möglichkeit, durch eine quantifizierte Variable vertreten zu werden, geknüpft wird. Paradigmatische Beispiele für nicht rein bezeichnende Vorkommnisse sind Namen, die innerhalb eines Zitates vorkommen. Zeigt, daß es sich auch bei Namen innerhalb der abhängigen Nebensätze von Modalaussagen und Meinungsberichten um nicht rein bezeichnende Vorkommnisse in diesem Sinne handelt. Kritisiert vor diesem Hintergrund eine Modallogik, in der Modalausdrücke wie satzbezogene Operatoren behandelt werden. Macht darauf aufmerksam, daß die Quantifikation in modale Kontexte hinein ebensowenig sinnvoll ist wie die Quantifikation in Zitatkontexte. Wird in Church 1943 kritisch rezensiert.

- 1947 „The Problem of Interpreting Modal Logic“, *The Journal of Symbolic Logic*, Vol 12 (1947), S. 43-48.

Diskutiert den Vorschlag in Church 1943 und Carnap 1947, den Wertebereich quantifizierbarer Individuenvariablen innerhalb modaler Kontexte auf intensionale Objekte einzuschränken. Lehnt diese Maßnahme aus ontologischen Gründen ab. Wird in Smullyan 1947 kritisch rezensiert.

- 1953a *From a Logical Point of View*, Cambridge, Mass.: Harvard University Press, 1953.

Sammlung wichtiger Aufsätze zur Ontologie und Bedeutungstheorie von 1937-1951. Enthält „Reference and Modality“, der eine Synthese aus Quine 1943 und 1947 darstellt. Führt hier den Begriff der „referentiellen Undurchlässigkeit“ („referential opacity“) ein. Untermauert sein Unbehagen gegen die Beschränkung des Wertebereichs der Variablen innerhalb modaler Kontexte durch ein neues Argument. Quine rekonstruiert zu diesem Zweck den intensionalen Ansatz von Church und Carnap so, daß der Wertebereich der Variablen auf Gegenstände eingeschränkt wird, die logisch äquivalente Beschreibungen haben. Quine zeigt, daß diese Einschränkung zu der (von Quine für unpausibel gehaltenen) These führt, daß es keine kontingenten Identitäten gibt: $(x) (y) (x=y \supset \Box x=y)$. In der zweiten Auflage von 1961 hat Quine in „Reference and Modality“ einige Änderungen vorgenommen. Sein Argument gegen Intensionen hat nun die Pointe, daß auch die Beschränkung auf intensionale Objekte die Schwierigkeiten im Zusammenhang mit dem Prinzip der Substitution und der Quantifikation nicht ausräumt. Diskutiert getrennt hiervon Smullyan 1948. Richtet gegen ihn den Vorwurf des „Essentialismus“.

- 1953b „Three Ways of Modal Involvement“, *Proceedings of the XIth International Congress of Philosophy* Vol. 14, Amsterdam: North-Holland, 1953, S. 65-81. (Wiederabgedruckt in W. V. O. Quine, *The Ways of Paradox and Other Essays*, New York: Harvard University Press, 1966, S. 158-176.)

Unterscheidet drei Weisen, auf die man die Idee der Modalität in der formalen Logik rekonstruieren kann. Der „erste Grad“ der Modalität liegt vor, wenn wir einen modalen Ausdruck wie z.B. „notwendig“ als semantisches Prädikat auffassen, das auf *Namen von Sätzen* angewendet wird. („Notwendig“ in diesem Sinne fällt dann mit dem Prädikat „ist analytisch wahr“ zusammen.) Der zweite Grad der Modalität besteht darin, „notwendig“ als *satzbezogenen Operator* aufzufassen, der vor geschlossenen Sätzen stehen kann. Der dritte Grad der Modalität ist gegeben, wenn wir „notwendig“ als *satzbezogenen Operator* auffassen, der nicht nur vor geschlossenen, sondern auch vor *offenen* Sätzen plaziert werden kann. Hält den zweiten Grad der Modalität für unproblematisch, da er jederzeit auf den ersten Grad zurückgeführt werden kann. Der dritte Grad der Modalität ist problematisch, da er nicht mehr auf den ersten zurückgeführt werden kann. Diskutiert in diesem Zusammenhang Smullyan 1948. Zeigt, daß die Auffassung, durch Modalausdrücke modifizierte offene Sätze drückten Eigenschaften von Objekten aus, dazu führt, daß wir alle Identitäten als notwendig ansehen müssen. Eine weitere Konsequenz sei die Doktrin des „Essentialismus“.

- 1956 „Quantifiers and Propositional Attitudes“, *The Journal of Philosophy* 53 (1956), S. 177-187. (Wiederabgedruckt in W. V. O. Quine, *The Ways of Paradox and Other Essays*, New York: Harvard University Press, 1966, S. 185-196.)

Unterscheidet zwischen einer *relationalen* („relational“) und einer *begrifflichen* („notional“) Lesart des Verbs „glauben“ (und anderer entsprechender Verben). Macht diese Unterscheidung am Beispielsatz „Ralph glaubt, daß jemand ein Spion ist“ klar. Unter der relationalen Deutung liest sich dieser Satz wie (1) „ $(\exists x)$ (Ralph glaubt, daß x ein Spion ist)“ – unter der begrifflichen Lesart wie (2) „Ralph glaubt, daß $(\exists x)$ (x ist ein Spion)“. Wirft ein Problem für die relationale Lesart auf, da sie eine Quantifikation in einen intensionalen Kontext beinhaltet. Konstruiert zu diesem Zweck eine Situation, in der Ralph im Vollbesitz seiner geistigen Kräfte im Hinblick auf ein und dieselbe Person x glaubt, x sei ein Spion, und, x sei kein Spion. Schlägt aufgrund dieses Problems zunächst vor, Meinungsberichte mit Hilfe der intensionalen Abstraktion zu rekonstruieren: (1) wird unter dieser Perspektive zu „ $(\exists x)$ (Ralph glaubt y [y ist ein Spion] von x)“, (2) liest sich dann wie „Ralph glaubt [$(\exists x)$ (x ist ein Spion)]“. Entscheidet sich dann allerdings für eine Lösung, die den Rekurs auf Intensionen vermeidet. Prägt zu diesem Zweck das Kunstverb „wahr-glauben“ („to believe-true“), das als grammatikalisches Objekt ein Zitat annimmt. Aus (1) wird auf diese Weise „ $(\exists x)$ (Ralph glaubt ‚ y ist ein Spion‘ als befriedigt durch x)“; aus (2) wird dann „Ralph wahr-glaubt ‚ $(\exists x)$ (x ist ein Spion)““. Dient als Vorlage für §35 und §44 von Quine 1960. Quines relational/begrifflich-Unterscheidung bildet einen oft gewählten Ausgangspunkt für die Diskussion des Verhältnisses zwischen *De-re-* und *De-dicto-*Meinungen (vgl. Abschnitt 3 dieser Bibliographie).

- 1960 *Word and Object*, Cambridge, Mass.: MIT Press, 1960.

Präsentiert und diskutiert in Kapitel 2 das Gedankenexperiment der Erstübersetzung, dessen Resultat Quine zum Anlaß nimmt, den Begriff der Bedeutung für wissenschaftlich zweifelhaft zu erklären. (Im Hinblick auf Propositionen wird diese Konsequenz explizit zum Schluß von §42 gezogen.) Setzt sich in Kapitel 6 eingehend mit intensionalen Phänomenen auseinander. Diskutiert in §44 verschiedene Analysen von Meinungsberichten, die den Rekurs auf Propositionen zugunsten sprachlicher Entitäten vermeiden – darunter Carnap 1934, Quine 1956 und Scheffler 1954. Entscheidet sich für keine dieser Theorien, sondern schlägt vor, das Verb „glauben“ als einen Ausdruck aufzufassen, der zusammen mit einem Satz ein einstelliges Prädikat bildet. Analysiert in diesem Sinne einen Satz wie „Thomas glaubt, daß Cicero Catilina denunziert hat“ als „*Fa*“ – wobei „*a*“ in diesem Zusammenhang für „Thomas“ steht und „*F*“ für „glaubt, daß Cicero Catilina denunziert hat“.

- 1968 „Propositional Objects“, *Critica* 2 (1968), S. 3-22. (Wiederabgedruckt in W. V. O. Quine, *Ontological Relativity and Other Essays*, New York: Columbia University Press, 1969, S. 139-160.)

Diskutiert zunächst die Rolle von Propositionen als Wahrheitsträger, dann ihre Funktion als Gegenstände propositionaler Einstellungen. Betrachtet das Beispiel des „ichbezogenen“ Wunsches einer Katze. Erwägt, diesen Wunsch als Relation zwischen der Katze und einer Klasse von „zentrierten“ Welten zu rekonstruieren. Reduziert Propositionen in diesem Sinne auf „Spielräume von Reizungsschemata“. Quines Analyse ichbezogener propositionaler Einstellungen unter Rekurs auf den Begriff einer zentrierten Welt hat Einfluß auf Lewis 1979 gehabt. Der Begriff der zentrierten Welt wird ferner von Chalmers 1994 wiederaufgegriffen. (Zu Lewis und Chalmers vgl. Abschnitt 3 dieser Bibliographie.)

- 1970 *Philosophy of Logic*, Englewood Cliffs: Prentice-Hall, 1970.

Prägt in Abschnitt 2.11 für Verben der propositionalen Einstellungen den Ausdruck „Einstellungsausdrücke“ („attitudinatives“). Einstellungsausdrücke sind Ausdrücke, die zusammen mit einem vollständigen Satz ein einstelliges Prädikat bilden. Diese Konzeption von Einstellungsausdrücken hat u.a. die meßtheoretische Deutung von Meinungsberichten inspiriert. (Vgl. dazu Abschnitt 4.10 dieser Bibliographie.)

- 1977 „Intensions Revisited“, *Midwest Studies in Philosophy* 2 (1977), S. 5-11.

Untersucht den satzbezogenen Modalausdruck „ \Box “ in *de re* und *de dicto* Konstruktionen unter Rekurs auf das semantische Prädikat „Nec“, das mit Namen von Sätzen gekoppelt wird. Diskutiert neuere Ansätze, aus quantifizierter Modallogik mit Hilfe des Begriffs des starren Designators (vgl. Abschnitt 3 dieser Bibliographie) Sinn zu machen. Überträgt diese Diskussion auf Meinungsberichte. Kritisiert in diesem Zusammenhang Kaplan 1969 (vgl. Abschnitt 3 dieser Bibliographie). Bleibt hinsichtlich der Kombination von Quantifikation und Modalität (inklusive propositionaler Einstellungen) skeptisch.

- 1994 „Promoting Extensionality“, *Synthese* 98 (1994), S. 143-151.

Skizziert die Umriss einer extensionalen Minimalnotation, die lediglich aus der Wahrheitsfunktion „ \sim “, dem Allquantor, Variablen und grundlegenden Prädikaten besteht. Behauptet, daß kein Diskurs verständlich sei, der nicht in diese Notation übersetzt werden könne. Prüft vor diesem Hintergrund die Ausdrucksweisen der propositionalen Einstellungen und der Modalität, die sich *prima facie* nicht in Quines Minimalnotation bringen lassen. Gesteht den Ausdrucksweisen der propositionalen Einstellungen durchaus Nützlichkeit (und Unverzichtbarkeit) zu. Versucht daher, die Rede von propositionalen Einstellungen in eine Form zu bringen, die mit seiner Minimalnotation kompatibel ist. Wiederholt zu diesem Zweck seine Ideen aus Quine 1956, wo Meinungsberichte als Ausdruck einer (mehrstelligen) Beziehung zwischen einer Person und einem (offenen) Satz paraphrasiert werden. Rechtfertigt dieses Vorgehen durch eine Spekulation über den historischen Ursprung von Meinungsberichten (S. 145). Quines Urteil über modale Ausdrucksweisen fällt ungünstiger aus: Sie sind überflüssig.

Scheffler, Israel

- 1954 „An Inscriptional Approach to Indirect Quotation“, *Analysis* 14 (1954), S. 83-90.

Entwickelt eine Theorie der indirekten Rede, in der ein Satz der Form „S sagt, daß p“ als „ $(\exists x)(x=S \cdot \text{Daß-}p(y) \cdot x \text{ äußert } y)$ “ paraphrasiert wird – wobei „Daß-p“ ein Prädikat darstellt, das auf konkrete Äußerungsereignisse zutrifft. Zeigt, daß diese Theorie gegen die Argumente in Church 1950 immun ist.

- 1955 „On Synonymy and Indirect Discourse“, *Philosophy of Science* 22 (1955), S. 39-44.
Diskutiert Carnaps Begriff der intensionalen Isomorphie. Bemerkt, daß dieser Begriff auf Sätze, die indexikalische Ausdrücke enthalten, nicht anwendbar sei. Setzt sich außerdem mit Church 1954 auseinander.
- 1958 „Inscriptionalism and Indirect Quotation“, *Analysis* 19 (1958), S. 12-18.
Reagiert auf Kritik in Hempel 1957 und Church 1956b an seiner Theorie der indirekten Rede.
- 1959 „Thoughts on Teleology“, *The British Journal for the Philosophy of Science* 36 (1959), S. 265-284.
Schlägt im Rahmen der Explikation teleologischer Begriffe eine Ausweitung seiner Theorie der indirekten Rede auf die Redeweise propositionaler Einstellungen vor (S. 277-281). Nutzt in diesem Zusammenhang Quines Prädikat „wahr-glauben“ (vgl. Quine 1956) und paraphrasiert Sätze des Typs „S glaubt, daß p“ sinngemäß als „ $(\exists x) (\exists y) (x=S \cdot \text{Daß-}p(y) \cdot x \text{ wahr-glaubt } y)$ “.
- 1963 *The Anatomy of Inquiry*, New York: Alfred A. Knopf, 1963.
Präsentiert in Teil I „Explanation“, Abschnitt 8 „Teleological Explanation: Beliefs and Desires“, S. 88-110, noch einmal seine Theorie der Redeweise propositionaler Einstellungen. Diskutiert in diesem Zusammenhang auch die Analyse von Meinungsberichten in Quine 1960.
- 1965 „Postscript on Inscriptionalism“, *The Journal of Philosophy* 62 (1965), S. 158-160.
Reagiert auf Frye 1964.

Sellars, Wilfrid

- 1954 „Some Reflections on Language Games“, *Philosophy of Science* 21 (1954), S. 204-228. (Wiederabgedruckt in: *Science, Perception and Reality*, London: Routledge & Kegan Paul, 1963, S. 321-358)
- 1954/55 „Putnam on Synonymity and Belief“, *Analysis* 15 (1954/55), S. 117-121.
Reagiert auf Putnam 1954.
- 1964 „Notes on Intentionality“, *The Journal of Philosophy* 61 (1964), S. 655-665.
- 1968 *Science and Metaphysics*, London: Routledge & Kegan Paul, 1968.
Entfaltet in Kapitel III: „The Conceptual and the Real: Intentionality“, S. 60-90, seine Theorie der Intentionalität.
- 1974 „Meaning as Functional Classification (A Perspective on the Relation of Syntax to Semantics)“, in: J. G. Troyer und S. C. Wheeler, *Intentionality, Language and Translation*, Dordrecht: Reidel 1974.

Severens, R.

1962 „Psychological Contexts“, *The Journal of Philosophy* 59 (1962), S. 95-100.

Diskutiert Quine 1956.

Sleigh, R. C.

1967a „On Quantifying into Epistemic Contexts“, *Noûs* 1 (1967), S. 23-31.

Kritisiert Hintikkas Behandlung epistemischer Kontexte auf der Basis quinescher Argumente.

1967b „A Note on an Argument of Hintikka's“, *Philosophical Studies* 18 (1967), S. 12-14.

Smullyan, Arthur F.

1947 „Review of Quine: The Problem of Interpreting Modal Logic“, *The Journal of Symbolic Logic* 12 (1947), S. 139-141.

Kritische Diskussion von Quine 1947. Macht geltend, daß modale Ausdrucksweisen keine Probleme mit dem Prinzip der Substitution erzeugen, wenn wir (a) Russells Unterscheidung zwischen echten Namen und Kennzeichnungen und (b) Russells Unterscheidung zwischen Kennzeichnungen mit weitem und engem Bereich berücksichtigen.

1948 „Modality and Description“, *The Journal of Symbolic Logic* 13 (1948), S. 31-37.

Zeigt im Sinne von Smullyan 1947 auf detaillierte Weise, wie sich die von Quine diagnostizierten Paradoxien der quantifizierten Modallogik unter Anwendung von Russells Theorie der Kennzeichnungen vermeiden lassen, ohne – wie etwa Carnap oder Church – auf intensionale Objekte zurückzugreifen.

Stalnaker, Robert C.

1969 „Wallace on Propositional Attitudes“, *The Journal of Philosophy* 66 (1969), S. 803-806.

Reagiert auf Wallace 1969.

1984 *Inquiry*, Cambridge, Mass.: MIT Press 1984.

Stine, G.

1969 „Hintikka on Quantification and Belief“, *Noûs* 3 (1969), S. 399-408.

Kommentar zur Sleigh-Hintikka Debatte in *Noûs*.

Wallace, J.

1969 „Propositional Attitudes and Identity“, *The Journal of Philosophy* 66 (1969), S. 145-152.

3. DIREKTREFERENTIALISMUS

Beim Direktreferentialismus handelt es sich ursprünglich um eine Theorie der Bezugnahme von Namen: Namen, so heißt es, bezögen sich „ohne die Vermittlung eines fregeschen Sinnes“⁵⁸ auf die Gegenstände, die sie bezeichnen. Der Direktreferentialismus steht insofern im ausdrücklichen Gegensatz zu Freges Behauptung, daß der Bezug eines Namen durch seinen Sinn festgelegt werde. Allerdings richtet er sich auch gegen Russells These, daß Namen in der Regel verdeckte Kennzeichnungen darstellen.⁵⁹ Der Grund, den Direktreferentialisten für ihre Auffassung ins Feld führen, besteht darin, daß die traditionelle Theorie der Bezugnahme das Phänomen der *Starrheit der Extension* nicht erklären könne.

3.1 *Attributiver versus referentieller Gebrauch von Kennzeichnungen*

Um die Ideen der Direktreferentialisten zu verstehen, mag es hilfreich sein, **Keith Donnellans** Unterscheidung zwischen dem *attributiven* und dem *referentiellen* Gebrauch einer Kennzeichnung zu betrachten.⁶⁰ Nehmen wir an, daß Schimanski Schmidts verstümmelte Leiche begutachtet und fassungslos zu seinem Assistenten sagt: „Schmidts Mörder ist wahnsinnig“. Allerdings wollen wir annehmen, daß Schimanski in dieser Situation noch keinen Verdacht gegen eine bestimmte Person hegt. Dies ist der paradigmatische Fall der *attributiven* Verwendung einer Kennzeichnung. Den paradigmatischen Fall der *referentiellen* Verwendung schildert uns Donnellan so: Stellen wir uns vor, daß Schimanski die Gerichtsverhandlung gegen den Mann verfolgt, der Schmidt umgebracht hat. Der Angeklagte – nennen wir ihn Meyer – führt sich dabei so seltsam auf, daß Schimanski seinem Assistenten zuflüstert: „Schmidts Mörder ist wahnsinnig“.

Der Unterschied zwischen der attributiven und der referentiellen Verwendung einer Kennzeichnung wird deutlich, wenn wir das Verhalten ihres Bezugs in kontrafaktischen Situationen betrachten. In der *aktuellen Situation* beziehen sich die beiden Äußerungen von „Schmidts Mörder“ auf *ein und dieselbe* Person: Meyer. Denn Meyer *ist* Schmidts Mörder. Was jedoch würde passieren, wenn wir unterstellten, daß Meyer gar nicht Schmidts Mörder ist – daß er unschuldig ist, und jemand anderes – sagen wir: Schulz – Schmidt umgebracht hat? In diesem Fall würde die *erste* „Schmidts Mörder“-Äußerung ihren Bezug *ändern* und die *zweite* „Schmidts Mörder“-Äußerung ihren Bezug

⁵⁸ Vgl. Kaplan 1977, S. 483.

⁵⁹ Auf der anderen Seite läßt sich der Direktreferentialismus als *Radikalisierung* der Idee von Russell verstehen, daß es durchaus „genuine“ Namen gibt. Während Russell diesen Status nur einigen wenigen Ausdrücken zugestehen wollte, behaupten die Direktreferentialisten, daß es sich bei so gut wie jedem Namen um einen „genuinen“ Namen handelt.

⁶⁰ Vgl. Donnellan 1966 und 1972.

behalten: Die erste „Schmidts Mörder“-Äußerung würde sich nun nicht mehr auf Meyer beziehen, sondern auf Schulz, während sich die zweite „Schmidts Mörder“-Äußerung weiterhin auf Meyer beziehen würde. Warum ist das so?

Die erste „Schmidts Mörder“-Äußerung funktioniert so, wie sich Frege das vorgestellt hat: Ihr Bezug hängt davon ab, auf welche Person der Individuenbegriff, Schmidts Mörder zu sein, zutrifft. Jemand, der Schmidt nicht umgebracht hat, kommt als Bezug dieser Äußerung daher nicht in Frage. Die zweite „Schmidts Mörder“-Äußerung funktioniert Donnellan zufolge anders: Ihr Bezug hängt *nicht* vom Individuenbegriff, Schmidts Mörder zu sein, ab. Denn – so haben wir gesehen: – es ist möglich, daß sich diese Äußerung auf eine Person bezieht, die Schmidt nicht umgebracht hat. Der mit der Kennzeichnung „Schmidts Mörder“ verbundene Sinn spielt bei der Ermittlung des Bezugs also keine tragende Rolle. Wenn wir eine Kennzeichnung attributiv verwenden, so beziehen wir uns auf denjenigen Gegenstand, auf den diese Kennzeichnung ihrer wörtlichen Bedeutung nach zutrifft – welcher Gegenstand dies auch immer sei. Verwenden wir eine Kennzeichnung dagegen referentiell, so verwenden wir sie zur Markierung eines ganz bestimmten Gegenstandes – unabhängig davon, ob dieser Gegenstand den mit der Kennzeichnung verbundenen Individuenbegriff erfüllt oder nicht.

3.2 Kripke über starre Designatoren und die kausale Theorie des Bezugs

Saul Kripke hat dafür argumentiert, daß *Eigennamen* ähnlich funktionieren wie referentiell verwendete Kennzeichnungen: Auch hier spielen die Individuenbegriffe, die wir mit entsprechenden Namen verbinden, für die Festlegung des Bezugs nur eine untergeordnete Rolle.⁶¹ Kripke verdeutlicht seine Auffassung am Beispiel des Namens „Aristoteles“. Philosophen, die in der Tradition von Frege und Russell stehen, würden behaupten, daß „Aristoteles“ wie eine attributiv verwendete Kennzeichnung funktioniert: „Aristoteles“ bezeichne diejenige Person, die der Schüler Platons gewesen sei, als Lehrer Alexander des Großen diente, die Doktrin von den Universalien *in rebus* vertrat und die peripatetische Schule gründete usw. Diese Theorie, so Kripke, könne nicht richtig sein, da wir die Intuition haben, daß der Bezug von „Aristoteles“ auch unter der Annahme konstant bleibt, daß Aristoteles die Eigenschaften, die wir mit seinem Namen verbinden, *nicht* hat.

Kripke hat seine Intuitionen über den Bezug von Eigennamen mit Hilfe des Begriffs der „Starrheit“ zum Ausdruck gebracht. Im Gegensatz zu (attributiv gebrauchten) Kennzeichnungen, die in kontrafaktischen Welten möglicherweise ihren Bezug ändern, handelt es sich bei Eigennamen um *starre Designatoren*, d.h., Eigennamen beziehen

⁶¹ Vgl. Kripke 1972.

sich auch in kontrafaktischen Welten auf denjenigen Gegenstand, auf den sie sich in der aktuellen Welt beziehen.

Kripkes Bemerkungen über den Bezug von Eigennamen haben zunächst einen negativen Charakter: Der Bezug von Eigennamen könne aufgrund ihrer Starrheit *nicht* von eventuell mit diesen Ausdrücken gekoppelten Individuenbegriffen abhängen. Die Frage, von welchem Faktor der Bezug eines Eigennamens dann abhängt, beantwortet Kripke mit der sogenannten „kausalen Theorie“ des Bezugs, in deren Mittelpunkt der Begriff der „Taufsituation“ steht, in der einem Gegenstand in Anwesenheit von Zeugen ein Name verliehen wird. Die Zeugen der Taufsituation genießen demnach einen direkten, kausalen Kontakt zum Träger des entsprechenden Eigennamens. Von diesen Zeugen wird der Name dann an eine neue Generation von Sprechern weitergegeben, die mit dem Träger des Namens zwar nicht mehr direkt bekannt sind, aber durch ihre Absicht, sich auf denjenigen Gegenstand zu beziehen, der im Beisein der älteren Generation getauft wurde, den „richtigen“ Bezug des Namens garantieren. Solange ein Name in dieser Weise von Sprechergeneration zu Sprechergeneration weitergereicht wird, bleibt sein Bezug stabil – unabhängig davon, ob spätere Generationen mit diesem Namen Individuenbegriffe verbinden sollten oder nicht.

3.3 Putnams *Twin-Earth-Gedankenexperiment*

Hilary Putnam hat Kripkes Argumentation auf Prädikate für natürliche Arten ausgedehnt.⁶² Laut der traditionellen Lehre hängt die Extension des Wortes „Wasser“ von einem Bündel von Eigenschaften ab, die Sprecher mit diesem Wort verbinden: Wasser sei jede Flüssigkeit, die durchsichtig ist, Durst löscht, bei 100°C kocht und bei 0°C gefriert, in Seen und Flüssen enthalten ist usw. Diese Auffassung, so Putnam, könne nicht richtig sein, da wir uns kontrafaktische Welten vorstellen können, in denen eine Flüssigkeit existiere, die zwar all die aufgezählten Eigenschaften habe, aber bei der es sich nicht um Wasser handle. Putnam schließt daraus, daß der Bezug von Wasser nicht von den Eigenschaften abhängt, die Sprecher mit dem Wort „Wasser“ verbinden. Das Wort „Wasser“ funktioniere vielmehr wie eine referentiell verwendete Kennzeichnung in Donnellans bzw. wie ein Eigenname in Kripkes Sinne: Es diene als bloße Markierung eines bestimmten Stoffes.

Putnam unterstreicht seine These mit einem mittlerweile berühmten Gedankenexperiment: Nehmen wir an, daß in einem anderen Sonnensystem ein Planet namens Zwerde existiert, der sich von der Erde nur darin unterscheidet, daß die Flüssigkeit, die auf der Erde „Wasser“ genannt wird, nicht aus H₂O besteht, sondern aus einer anderen Substanz. (Nennen wir sie „XYZ“.) Obwohl sich diese Flüssigkeit

⁶² Vgl. Putnam 1975.

bezüglich ihrer chemischen Tiefenstruktur vom Erden-Wasser unterscheidet, hat sie dieselben makrophysikalischen Eigenschaften: sie schmeckt neutral, löscht den Durst, ist gesund, durchsichtig, kocht bei 100°C, usw. Oberflächlich gesehen läßt sich XYZ daher nicht von H₂O unterscheiden. Alle anderen Gegenstände auf der Zwerde stellen dagegen vollständig identische Replikat der irdischen Gegenstände dar. Es gibt daher dort für jeden Erdling jeweils einen Doppelgänger, der ihm bis auf das Atom gleicht. (Wobei wir den hohen körpereigenen Anteil von H₂O um des Argumentes Willen ignorieren wollen.) Die Sprecher auf der Erde und der Zwerde drücken daher ihre Gedanken mit denselben Worten aus, sie erleben den gleichen sinnlichen Input, haben dieselben Verhaltensdispositionen und sie verbinden mit ihren Worten jeweils dieselben identifizierenden Eigenschaften. Wenn wir uns angesichts dieser Situation fragen, welche Intuitionen wir hinsichtlich der Extension von „Wasser“-Äußerungen haben, die Erdling und Zwerdler in synchroner Weise tätigen, werden wir nun jedoch – trotz der angenommenen Gemeinsamkeiten – einen Unterschied feststellen: Während sich der Erdling mit seiner „Wasser“-Äußerung auf H₂O bezieht, setzt sich die Extension der „Wasser“-Äußerung des Zwerdlings aus XYZ zusammen. Die Eigenschaften, die Erdling und Zwerdler mit dem Wort „Wasser“ verbinden, können daher die Extension des Wortes „Wasser“ nicht festlegen.

3.4 Kaplan über die Starrheit indexikalischer Ausdrücke

David Kaplan schließlich hat die Auffassung stark gemacht, daß es sich auch bei *indexikalischen Ausdrücken* um starre Designatoren handle, die sich ohne Vermittlung eines freigeschen Sinnes auf Gegenstände beziehen.⁶³ Kaplans These hat für Verblüffung gesorgt, weil sie im Widerspruch zu der seit langem bekannten Tatsache zu stehen scheint, daß die Extension eines indexikalischen Ausdrucks mit dem Kontext seiner Verwendung variiert. Dieser Widerspruch löst sich auf, wenn wir zwischen einer *möglichen Welt* und einem *Kontext* unterscheiden:⁶⁴ Als Kontext bezeichnet man einen Ausschnitt aus einer Welt, der in der Regel einen Sprecher, einen Zeitpunkt und einen Ort umfaßt; bei einer möglichen Welt handelt es sich dagegen um eine Totalität, die alle Sprecher, Zeitpunkte und Orte umfaßt, die zu ihr gehören. Der Bezug eines indexikalischen Ausdrucks kann insofern relativ zu verschiedenen Kontexten variieren – ist der Bezug eines indexikalischen Ausdrucks in einem bestimmten Kontext jedoch ersteinmal festgelegt, so bleibt er über alle möglichen Welten hinweg starr.

⁶³ Vgl. Kaplan 1977 und 1979.

⁶⁴ Kaplan spricht in diesem Zusammenhang von *circumstances of evaluation* (mögliche Welten) und *contexts of use* (Kontexte).

3.5 Singuläre Propositionen, *De-re* versus *De-dicto*-Einstellungen

Der Direktreferentialismus hat die Konsequenz, daß Freges Auffassung, *alle* Meinungen seien Relationen zwischen Personen und Gedanken falsch ist. Meinungen, deren Gehalt mit Hilfe starrer Designatoren bzw. direktreferentieller Termini zum Ausdruck gebracht wird – sogenannte *De-re*-Meinungen –, können keine Beziehungen zu fregeschen Gedanken sein. Denn Gedanken setzen sich aus den Sinnen derjenigen Ausdrücke zusammen, aus denen der „daß“-Nebensatz eines entsprechenden Meinungsberichts besteht. Wenn einige dieser Ausdrücke keinen fregeschen Sinn aufweisen, gibt es auch keinen Gedanken, den der entsprechende „daß“-Nebensatz ausdrücken könnte. Viele Direktreferentialisten sind daher David Kaplans Vorschlag gefolgt und analysieren *De-re*-Meinungen als Relationen zwischen Personen und *singulären Propositionen*, d.h. Propositionen, die Einzeldinge enthalten.⁶⁵

Der Direktreferentialismus hat bei all denjenigen Philosophen für Protest gesorgt, die Freges Intuition teilen, daß Personen keinen *unmittelbaren* geistigen Kontakt mit der Außenwelt haben, sondern Gegenstände stets *unter einer bestimmten Beschreibung* anvisieren.⁶⁶ Einige Philosophen leugnen deshalb einfach, daß es sich bei Eigennamen, Prädikaten für natürliche Arten und indexikalischen Ausdrücken um Ausdrücke mit starrer Extension handelt. Andere Philosophen versuchen dagegen, das Phänomen der Starrheit mit einer Theorie fregescher Sinne zu verbinden. Sie setzen dabei häufig bei Donnellans Unterscheidung zwischen der attributiven und referentiellen Verwendung einer Kennzeichnung an und argumentieren, daß sich die referentielle auf die attributive Verwendung einer Kennzeichnung zurückführen lasse: Es sei voreilig, aus der Tatsache, daß sich eine referentiell verwendete Kennzeichnung auf einen Gegenstand beziehen könne, der den durch die betreffende Kennzeichnung zum Ausdruck gebrachten Individuenbegriff nicht erfülle, zu schließen, daß es *keinen* Individuenbegriff gebe, der den Bezug einer referentiell verwendeten Kennzeichnung festlege. Im Gegenteil: Auch für referentiell verwendete Kennzeichnungen lasse sich stets ein Individuenbegriff finden, von dem ihr Bezug abhängt.⁶⁷

Ein ähnliches Projekt haben Philosophen auch im Zusammenhang mit Eigennamen und anderen starren Designatoren ins Leben gerufen. Man spricht hier allerdings nicht von einer Reduktion der referentiellen auf die attributive Verwendungsweise, sondern von einer Reduktion von *De-re*-Meinungen auf sogenannte *De-dicto*-Meinungen. Unter einer *De-dicto*-Meinung versteht man dabei eine Meinung, die man als Relation zu

⁶⁵ Vgl. zum Begriff der singulären Proposition neben den Schriften von Kaplan auch Donnellan 1974, S. 11-12.

⁶⁶ Vgl. Abschnitt 2.2 dieser Bibliographie.

⁶⁷ Vgl. etwa Loar 1976.

einer Proposition auffassen kann, die sich – wie ein fregescher Gedanke – vollständig aus begrifflichen Entitäten zusammensetzt.⁶⁸

Die grundlegende Schwierigkeit all dieser Versuche, passende Individuenbegriffe für starre Designatoren zu finden, besteht allerdings darin, daß man eine Eigenschaft finden muß, die in *allen* möglichen Welten *ein und dasselbe* Einzelding herausgreift. Man bezeichnet derartige Eigenschaften gemeinhin als *Individualessenzen*. Da die Mehrheit der zeitgenössischen Philosophen der Meinung ist, daß es keine Individualessenzen gibt bzw. daß es unmöglich ist, Individualessenzen zu erfassen, haben sich mittlerweile viele mit den Thesen der Direktreferentialisten abgefunden.

3.6 Perrys Problem

Wenn wir uns auf den Direktreferentialismus einlassen und Meinungen als Beziehungen zu singulären Propositionen interpretieren, verstricken wir uns schnell in eine Schwierigkeit, die der Geschichte, die wir zu Beginn des letzten Abschnitts über die Babylonier erzählt haben, in gewisser Hinsicht ähnelt. Die anschaulichste Schilderung eines Problems dieser Art stammt von **John Perry**.⁶⁹ Perry erzählt, daß er einmal in einem Supermarkt einer Spur von verschüttetem Zucker folgte, um herauszufinden, wer für diese Schweinerei verantwortlich sei. Während Perry auf seiner Suche nach dem Kunden mit dem zerrissenen Paket den Supermarkt durchstreift, sieht er sich selbst im Spiegel, glaubt, den Verursacher der Zuckerspür gefunden zu haben und denkt: „*Er* ist also für die Schweinerei verantwortlich!“ Allerdings erkennt er in diesem Moment nicht, daß er es mit seinem eigenen Spiegelbild zu tun hat. Wenige Sekunden später bemerkt er seinen Irrtum und ruft aus: „*Ich* bin also für die Schweinerei verantwortlich!“

Das Problem, das diese Geschichte für Direktreferentialisten erzeugt, besteht darin, daß die beiden Meinungen, die Perry durch die Sätze „*Er* ist also für die Schweinerei verantwortlich“ und „*Ich* bin also für die Schweinerei verantwortlich“ zum Ausdruck bringt, Beziehungen zu *ein und derselben* singulären Proposition darstellen. Denn beide Sätze sind in genau denjenigen möglichen Welten wahr, in denen *John Perry* eine Schweinerei macht. *Trotzdem* haben wir die Intuition, daß es sich bei den beiden Meinungen, die Perry hat, um *unterschiedliche* Meinungen handelt. Wie kann man diesem Unterschied Rechnung tragen?

⁶⁸ Vgl. etwa Castañeda 1989; Chisholm 1976a und 1976b; Kaplan 1969; Markie 1988; Pastin 1974; sowie Sosa 1970.

⁶⁹ Vgl. dazu Perry 1979.

3.7 Stalnakers diagonale Propositionen

Robert Stalnaker hat eine Lösung vorgeschlagen, die auf dem Begriff der *diagonalen Proposition* beruht.⁷⁰ Um die Pointe dieses Begriffs zu erläutern, geht Stalnaker von der These aus, daß die durch einen Satz zum Ausdruck gebrachte Proposition mit einer Klasse möglicher Welten identisch ist. Wir können eine Proposition demnach durch eine Tabelle repräsentieren, in deren erste Zeile wir alle möglichen Welten eintragen und in deren zweite Zeile wir den Wahrheitswert notieren, den der entsprechende Satz angesichts der betreffenden Welt hat. Betrachten wir z.B. den Satz, der Perry in unserem Beispiel zunächst in den Sinn kommt: „Er ist also für die Schweinerei verantwortlich“ – wobei er das Wort „er“ als Demonstrativpronomen für die Person verwendet, die er im Spiegel sieht. Und betrachten wir der Einfachheit halber zwei mögliche Welten: (i) die aktuelle Welt und (ii) eine kontrafaktische Welt, die der aktuellen Welt in allen Hinsichten gleicht – allerdings mit einer Ausnahme: in dieser Welt ist nicht Perry, sondern eine andere Person, Dombrowski, für die Schweinerei im Supermarkt verantwortlich, und Perry sieht *diese* Person, Dombrowski, im Spiegel. Die Tabelle für die durch den Satz „Er ist also für die Schweinerei verantwortlich“ ausgedrückte Proposition sieht also folgendermaßen aus:

<i>i</i>	<i>ii</i>
W	F

Die Bewertung „falsch“ angesichts der Welt (ii) ist darauf zurückzuführen, daß der von Perry in der aktuellen Welt geäußerte Satz „Er ist also für die Schweinerei verantwortlich“ in dieser Welt falsch ist. Denn das demonstrativ gebrauchte Wort „er“ bezieht sich ja auf *Perry*. In (ii) ist jedoch nicht Perry, sondern Dombrowski für die Schweinerei im Supermarkt verantwortlich.

Stalnaker gibt zu, daß diese Art der Analyse zwar unter einer direktreferentialistischen Perspektive korrekt, intuitiv jedoch unbefriedigend ist. Denn wir haben den Eindruck, daß das, was Perry mit dem Satz „Er ist also für die Schweinerei verantwortlich“ zum Ausdruck bringt, etwas ist, was in einem gewissen Sinne auch in (ii) wahr ist. Denn die Person, die Perry *dort* im Spiegel sieht, ist ja *dort* für die Schweinerei im Supermarkt verantwortlich.

Um diese Intuition in unserer Tabelle zu berücksichtigen, schlägt Stalnaker vor, eine neue Zeile einzuführen, die repräsentieren soll, welchen Wahrheitswert unser Satz angesichts von (i) und (ii) hätte, wenn wir (ii) nicht als kontrafaktische, sondern als *aktuelle* Welt betrachten würden. Mit anderen Worten: Wie würde unsere semantische

⁷⁰ Vgl. dazu Stalnaker 1978 und 1981.

Bewertung von „Er ist also für die Schweinerei verantwortlich“ ausfallen, wenn wir annahmen, daß sich das Wort „er“ nicht auf Perry, sondern auf Dombrowski bezöge? Unter diesen Umständen wäre unser Satz angesichts von (i) *falsch* und angesichts von (ii) *wahr*. Denn in (i) ist nicht Dombrowski, sondern Perry für die Schweinerei im Supermarkt verantwortlich. Es ergibt sich also folgende Tabelle:

\mathcal{A}

	<i>i</i>	<i>ii</i>
<i>i</i>	W	F
<i>ii</i>	F	W

Die erste Zeile von \mathcal{A} , so könnte man sagen, repräsentiert die singuläre Propositionen, die der Satz „Er ist also für die Schweinerei verantwortlich“ zum Ausdruck bringt, wenn wir (i) als aktuelle Welt unterstellen. Und die zweite Zeile repräsentiert die singuläre Proposition, die derselbe Satz unter der Annahme, daß (ii) die aktuelle Welt ist, zum Ausdruck bringt. Allerdings repräsentiert unsere Tabelle auch diejenige Proposition, die unserer Intuition entspricht, daß Perry in einem gewissen Sinne etwas denkt, was auch in (ii) wahr ist, wenn (i) die aktuelle Welt ist. Wir finden diese Proposition, wenn wir die Tabelle *diagonal* lesen. Wir erhalten dann nämlich die Werte „W;W“. Stalnaker zufolge müssen wir die Meinung, die Perry mit dem Satz „Er ist also für die Schweinerei verantwortlich“ zum Ausdruck bringt, als Relation zu dieser *diagonalen Proposition* deuten.

Wie hilfreich dieser Vorschlag im Zusammenhang mit dem uns beschäftigenden Problem ist, erweist sich, wenn wir dasselbe Verfahren auf den zweiten Satz anwenden, den Perry in unserem Beispiel äußert („Ich bin also für die Schweinerei verantwortlich“). Es ergibt sich dann nämlich eine Tabelle, deren Diagonale *andere* Werte aufweist als \mathcal{A} :

\mathcal{B}

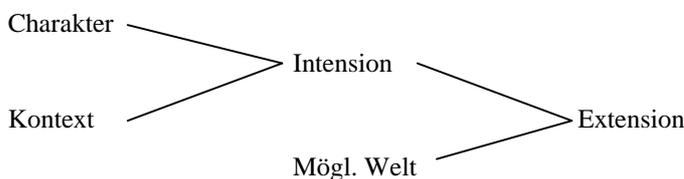
	<i>i</i>	<i>ii</i>
<i>i</i>	W	F
<i>ii</i>	W	F

Daß die erste Zeile von \mathcal{B} mit der ersten Zeile von \mathcal{A} identisch ist, sollte klar sein: Der Satz „Ich bin also für die Schweinerei verantwortlich“ ist in genau denjenigen Welten wahr, in denen auch der Satz „Er ist also für die Schweinerei verantwortlich“ wahr ist. Denn „ich“ und „er“ beziehen sich – unter der Annahme, daß Welt (i) aktuell ist – auf ein und dieselbe Person: Perry. Wenn wir nun jedoch die „vertikale“ Perspektive

einnehmen und uns fragen, wie die Bewertung des Satzes „Ich bin also für die Schweinerei verantwortlich“ unter der Annahme ausfallen würde, daß Welt (ii) aktuell wäre, erhalten wir Werte, die sich von den Werten aus \mathcal{A} unterscheiden. Denn auch unter der Annahme, daß (ii) die aktuelle Welt ist, bezieht sich „ich“ aus Perrys Mund weiterhin auf Perry – und nicht, wie im Falle des demonstrativ gebrauchten „er“, auf Dombrowski. In (i) bleibt Perrys Äußerung also weiterhin wahr, in (ii) bleibt sie weiterhin falsch. Wenn wir Perrys Meinungen als Beziehungen zu diagonalen Propositionen auffassen, haben wir eine gute Erklärung für unsere Intuition, daß es sich bei ihnen um *unterschiedliche* Meinungen handelt.

3.8 Kaplans Charakter

Es gibt allerdings nur wenige Philosophen, die Stalnakers Vorschlag gefolgt sind. Die am weitesten verbreitete Reaktion auf das von Perry aufgeworfene Problem besteht darin, Meinungen weiterhin als Beziehungen zu singulären Propositionen aufzufassen – neben singulären Propositionen jedoch eine zweite Komponente in die Analyse von Meinungen einzuführen. Man orientiert sich dabei an einer Idee, die David Kaplan im Zusammenhang mit seinen Untersuchungen zur Semantik von indexikalischen Ausdrücken formuliert hat. Kaplan unterscheidet neben der Extension und der Intension⁷¹ eines indexikalischen Ausdrucks eine Bedeutungskomponente, die er als *Charakter* (*character*) bezeichnet. Während die Intension eine Funktion darstellt, die *mögliche Welten* auf *Extensionen* abbildet, handelt es sich beim Charakter um eine Funktion, die *Kontexte* auf *Intensionen* abbildet. Kaplan stellt sich die Ermittlung der Extension eines Ausdrucks insofern als mehrschrittige Angelegenheit vor: Charakter und Kontext determinieren die Intension eines Ausdrucks, und die Intension determiniert zusammen mit einer möglichen Welt wiederum die Extension eines Ausdrucks. Das folgende Schaubild mag diesen Zusammenhang verdeutlichen:



⁷¹ Die Tatsache, daß ein Direktreferentialist wie Kaplan weiter am Begriff der Intension festhält, mag verwundern. Bedeutet die Anerkennung von Intensionen nicht automatisch, daß man sich auf die Existenz fregescher Sinne festlegt? Keineswegs. Eine Intension ist eine Funktion, die mögliche Welten auf Extensionen abbildet. An diesem, rein formalen Begriff der Intension kann ein Direktreferentialist durchaus festhalten. Die Intension eines starren Designators wird dann als *konstante* Funktion interpretiert, d.h. als eine Funktion, die für jedes beliebige Argument stets denselben Wert liefert.

Der Unterschied zwischen der Intension und dem Charakter eines indexikalischen Ausdrucks wird deutlich, wenn wir eine Situation betrachten, in der ich zu Markus sage: „Du hast einen Fleck auf dem Hemd“ und Markus daraufhin zu sich selbst sagt: „Ich habe einen Fleck auf dem Hemd“. Die Intension der Worte „du“ und „ich“ ist in diesem Fall identisch. Denn „ich“ und „du“ haben in allen möglichen Welten dieselbe Extension: Markus. Hinsichtlich ihres Charakters unterscheiden sich unsere Äußerungen jedoch: Denn es sind Kontexte vorstellbar, in denen sich mein „du“ auf eine andere Person bezieht, als Markus’ „ich“.⁷²

Unter Rekurs auf Charaktere kann man nun erklären, inwiefern sich Perrys Meinungen unterscheiden: Als Perry sein Spiegelbild sah und sich selbst für jemand anderes hielt, stand er in einer Relation (a) zu einer singulären Proposition, die Perry und die Eigenschaft, eine Schweinerei zu machen, umfaßte, und (b) zu dem Charakter des Satzes „Er ist also für die Schweinerei verantwortlich“. Als Perry dagegen erkannte, daß das zerrissene Paket in seinem eigenen Einkaufswagen lag, stand er in einer Relation (a) zu einer singulären Proposition, die Perry und die Eigenschaft, eine Schweinerei zu machen, umfaßte, und (b) zu dem Charakter des Satzes „Ich bin also für die Schweinerei verantwortlich“. Der Unterschied in den beiden Meinungen, die Perry im Supermarkt erwarb, liegt demnach nicht auf der Ebene der Proposition, sondern auf der Ebene des Charakters.

3.9 Probleme mit Eigennamen

Die Einführung des Begriffs des Charakters scheint allerdings nicht alle Probleme der direktreferentialistischen Analyse von Meinungen beseitigen zu können. Denn Charaktere können uns nur in denjenigen Fällen helfen, in denen wir es mit Meinungen zu tun haben, deren Inhalt sich mit *indexikalischen* Ausdrücken beschreiben läßt. Wie jedoch steht es im Falle von Meinungen, die mit Hilfe anderer starrer Designatoren zum Ausdruck gebracht werden? Sehen wir uns eine Geschichte an, die **Nathan Salmon** erzählt hat.⁷³

Der Kopfgeldjäger Elmer ist hinter einem Gangster namens Bugsy Wabbit her. Um sich einen Eindruck von Bugsy zu verschaffen, hat Elmer monatelang die Akten des FBI gewälzt, Fotografien, Filme und Tonaufnahmen studiert, Freunde von Bugsy befragt usw. Elmer hat sich dadurch ein umfassendes Bild von Bugsy machen können, auf dessen Basis er zu dem Schluß kommt, daß Bugsy Wabbit gefährlich ist. Kein Zweifel: Elmer steht in einer Beziehung zu einer singulären Proposition, die Bugsy Wabbit und die Eigenschaft der Gefährlichkeit umfaßt. Wie im Falle von Perrys

⁷² Vgl. dazu Kaplan 1977.

⁷³ Vgl. dazu Salmon 1986, Kapitel 7. Ähnliche Geschichten erzählen Kripke 1979 und Schiffer 1990 (hier allerdings im Hinblick auf Prädikate für natürliche Arten).

Schweinerei im Supermarkt ist es nun leicht, in Elmer eine zweite Meinung hervorzurufen, die ebenfalls eine Relation zu einer singulären Proposition darstellt, die sich aus Bugsy Wabbit und der Eigenschaft der Gefährlichkeit zusammensetzt. Zu diesem Zweck wollen wir annehmen, daß Bugsy Wabbit mitbekommen hat, daß Elmer hinter ihm her ist. Um sich zu schützen, hat Bugsy mehrere Gesichtsoperationen über sich ergehen lassen, seine Stimme künstlich verändert und auch sonst alles getan, um vor Elmer unerkant zu bleiben. Allerdings hat er es nicht für nötig befunden, seinen Namen zu ändern, da er ihn für einen Allerweltsnamen hält. Nehmen wir an, daß in dieser Situation eine Begegnung zwischen Bugsy und Elmer stattfindet. Elmer fällt dabei auf Bugsys Täuschungsmanöver herein und hält ihn für eine Person, die nur zufälligerweise denselben Namen trägt wie die Person, hinter der er her ist. Da Bugsy seinen schlechten Charakter allerdings nicht vollends vor Elmer verbergen kann, kommt Elmer zu der Überzeugung, daß seine neue Bekanntschaft gefährlich sei.

Wir haben nun eine Situation vor uns, die Perrys Lage im Supermarkt ähnelt: Wie Perry hat Elmer zwei *verschiedene* Meinungen, die als Beziehungen zu *ein und derselben* singulären Proposition gedeutet werden müssen. Der Ausweg, Charaktere in unsere Analyse einzuführen, scheint uns jetzt jedoch versperrt zu sein. Denn wir haben es im „Elmer“-Beispiel ja mit *ein und demselben* Ausdruck („Bugsy Wabbit“) zu tun. Wo sollte hier Raum für einen Unterschied im Charakter bleiben? Salmons Fazit fällt deshalb etwas unbefriedigend aus: Es *muß* neben singulären Propositionen noch eine zweite Komponente geben, die im Zusammenhang mit der Analyse von Meinungen eine Rolle spielt – nur *welche?*

3.10 Chisholm und Lewis über Selbstzuschreibungen

Roderick Chisholm und **David Lewis** haben – unabhängig voneinander – eine Alternative vorgeschlagen: Wie wäre es, wenn wir Meinungen (und andere propositionale Einstellungen) nicht als Relationen zu Propositionen, sondern als Beziehungen zu *Eigenschaften* auffassen?⁷⁴ Die grundlegende Idee lautet, daß eine Meinung zu haben, *stets* bedeutet, sich selbst eine Eigenschaft zuzuschreiben. Wenn *alle* Meinungen Selbstzuschreibungen von Eigenschaften sind, stellt sich natürlich die Frage, wie es möglich ist, Meinungen bezüglich *anderer* Dinge zu haben als man selbst. Chisholm führt deshalb den Begriff einer *identifizierenden Relation* ein: Eine Person *S* steht genau dann in einer identifizierenden Relation *R* zu einem Gegenstand *a*, wenn *a* der *einzig*e Gegenstand ist, zu dem *S* in der Relation *R* steht. Eine Meinung bezüglich eines anderen Dinges als man selbst zu haben, so Chisholm weiter, wird möglich, wenn

⁷⁴ Vgl. dazu Chisholm 1981 und Lewis 1979.

man sich eine Eigenschaft zuschreibt, die eine identifizierende Relation zu dem betreffenden Ding impliziert.

Auf der Basis dieser Überlegungen versucht Chisholm, die Probleme, die die Direktreferentialisten beschäftigen, zu lösen. Sehen wir uns zunächst die Lage Perrys an. Als Perry während seiner Suche nach der Person, aus deren Einkaufswagen der Zucker rieselt, in den Spiegel blickt und denkt: „*Er ist also für die Schweinerei verantwortlich!*“, schreibt er sich selbst die Eigenschaft zu, *im Blickkontakt mit einer Person zu stehen, die eine Schweinerei macht*. Als Perry wenig später bemerkt, daß er selbst für die Schweinerei im Supermarkt verantwortlich ist, schreibt er sich eine *andere* Eigenschaft zu – die Eigenschaft nämlich, *eine Schweinerei zu machen*. Man könnte den Unterschied in Perrys Meinungsprofil alternativ auch so charakterisieren: Während sich Perry im ersten Fall die Eigenschaft, eine Schweinerei zu machen, *indirekt* (d.h. vermittelt der direkten Zuschreibung der Eigenschaft, im Blickkontakt mit einer Person zu stehen, die eine Schweinerei macht) zuschreibt, schreibt er sich die Eigenschaft, eine Schweinerei zu machen, im zweiten Fall *direkt* zu.

Eine ähnliche Erklärung läßt sich nun auch für die beiden gleichlautenden, aber intuitiv verschiedenen Meinungen Elmers geben: In der Situation, in der Elmer nach dem gründlichen Aktenstudium zu der Meinung gelangt, daß Bugsy Wabbit gefährlich sei, schreibt er sich eine *andere* Eigenschaft zu als in der Situation, in der er bezüglich seiner neuen Bekanntschaft urteilt, daß Bugsy Wabbit gefährlich sei. Wie sehen diese unterschiedlichen Eigenschaften aus? Ein Vorschlag könnte lauten: Im ersten Fall schreibt sich Elmer die Eigenschaft zu, *auf der Suche nach der auf den Foto-, Film- und Tonaufnahmen des FBI-Archivs erfaßten Person namens Bugsy Wabbit zu sein, die gefährlich ist*; im zweiten Fall schreibt er sich die Eigenschaft zu, *mit einer Person bekannt zu sein, die zufälligerweise denselben Namen trägt wie diejenige, die auf den Foto-, Film- und Tonaufnahmen des FBI-Archivs erfaßt ist, und die gefährlich ist*.

Die Problematik dieses Ansatzes besteht darin, daß er freigesche Sinne gewissermaßen durch die Hintertür wieder einführt. Die Tatsache, daß sich Meinungen auf andere Gegenstände als uns selbst beziehen, hängt dieser Theorie zufolge nämlich davon ab, daß wir Individuenbegriffe erfassen, deren allgemeine Form man folgendermaßen rekonstruieren kann:

x steht in R zu mir

– wobei R eine identifizierende Relation darstellt. Individuenbegriffe dieser Art können – wie alle Individuenbegriffe – in unterschiedlichen Welten von unterschiedlichen Gegenständen exemplifiziert werden. Wie verträgt sich dieser Umstand mit der Intuition der Direktreferentialisten, daß indexikalische Ausdrücke und Eigennamen in allen möglichen Welten dieselbe Extension haben?

3.11 Literatur

Ackermann, D.

1979 „Proper Names, Propositional Attitudes, and Non-Descriptive Connotations“, *Philosophical Studies* 35 (1979), S. 55-59.

Almog, Joseph, Perry, John, und Wettstein, Howard (Hg.)

1989 *Themes from Kaplan*, New York: Oxford University Press, 1989.

Bach, Kent

1981a „De Re Belief and Methodological Solipsism“, in: Andrew Woodfield (Hg.), *Thought and Object*, Oxford: Clarendon Press, 1981, S. 121-151.

1981b „What's in a Name“, *Australasian Journal of Philosophy* 59 (1981), S. 371-386.

1987 *Thought and Reference*, Oxford: Clarendon Press, 1987.

Bertolet, Rod

1979 „McKinsey, Causes and Intentions“, *Philosophical Review* 88 (1979), S. 619-632.

1980 „The Semantic Significance of Donnellan's Distinction“, *Philosophical Studies* 37 (1980), S. 281-288.

Boër, Steven E.

1975 „Proper Names as Predicates“, *Philosophical Studies* 27 (1975), S. 389-400.

Boër, Steven E., und Lycan, William G.

1975 „Knowing Who“, *Philosophical Studies* 28 (1975), S. 299-344.

Brody, B.

1977 „Kripke on Proper Names“, *Midwest Studies in Philosophy* 2 (1977), S. 64-69.

Burdick, H.

1982 „A Logical Form for the Propositional Attitudes“, *Synthese* 52 (1982), S. 185-230.

Argumentiert, daß *De Dicto* Meinungen eine spezielle Sorte von *De Re* Meinungen darstellen.

Burge, Tyler

1973 „Reference and Proper Names“, *The Journal of Philosophy* 70 (1973), S. 425-439.

1977 „Belief *De Re*“, *The Journal of Philosophy* 74 (1977), S. 338-362.

1979 „Sinning Against Frege“, *Philosophical Review* 88 (1979), S. 398-432.

Canfield, John V.

1977 „Donnellan’s Theory of Names“, *Dialogue* 16 (1977), S. 104-127.

Castañeda, Hector-Neri

1966 „He: A Study on the Logic of Self-Consciousness“, *Ratio* 8 (1966), S. 130-157.

1987 „Self-Consciousness, Demonstrative Reference, and the Self-Ascription View of Believing“, in: James E. Tomberlin (Hg.), *Philosophical Perspectives: I. Metaphysics*, Atascadero: Ridgeview, 1987, S. 405-450.

1989 „Direct Reference, the Semantics of Thinking, and Guise-Theory“, in: Joseph Almog, John Perry und Howard Wettstein (Hg.) 1989, S. 105-144.

Chalmers, David

1994 „The Components of Content“, <http://ling.vcsc.edu/~chalmers/papers/content.html>

Chastain, C.

1975 „Reference and Context“, in: Keith Gunderson (Hg.), *Language, Mind, and Knowledge*, Minneapolis: University of Minnesota Press, 1975, S. 194-269.

Chisholm, Roderick M.

1976a „Knowledge and Belief: ‘De Dicto’ and ‘De Re’“, *Philosophical Studies* 23 (1976), S. 1-20.

Reduktion von *De re* auf *De dicto*.

1976b *Person and Object: A Metaphysical Study*, La Salle: Open Court, 1976.

Reduktion von *De re* auf *De dicto*.

1981 *The First Person: An Essay on Reference and Intentionality*, Minneapolis: University of Minnesota Press, 1981.

Cresswell, M. J.

1985 *Structured Meanings: The Semantics of Propositional Attitudes*, Cambridge, Mass.: MIT Press, 1985.

Devitt, Michael

- 1974 „Singular Terms“, *The Journal of Philosophy* 71 (1974), S. 183-205.
- 1976 „Semantics and the Ambiguity of Proper Names“, *The Monist* 59 (1976), S. 404-423.
- 1980 „Brian Loar on Singular Terms“, *Philosophical Studies* 37 (1980), S. 425-439.
Bezieht sich auf Loar 1976.
- 1981a „Donnellans Distinction“, *Midwest Studies in Philosophy* 6 (1981), S. 511-524.
- 1981b *Designation*, New York: Clumbia University Press, 1981.
- 1989 „Against Direct Reference“, *Midwest Studies in Philosophy* 14 (1989), S. 206-240.

Donnellan, Keith

- 1962 „Necessity and Criteria“, *The Journal of Philosophy* 59 (1962), S. 647-658.
- 1966 „Reference and Definite Descriptions“, *Philosophical Review* 75 (1966), S. 281-304.
- 1972 „Proper Names and Identifying Descriptions“, in: Donald Davidson und Gilbert Harman (Hg.), *Semantics of Natural Language*, Dordrecht: Reidel, 1972, S. 356-379.
- 1974 „Speaking of Nothing“, *Philosophical Review* 83 (1974), S. 3-32.
- 1989 „Belief and the Identity of Reference“, *Midwest Studies in Philosophy* 14 (1989), S. 275-288.

Dretske, Fred I.

- 1977 „Causal Theories of Reference“, *The Journal of Philosophy* 74 (1977), S. 621-625.
Kommentar zu Kim 1977.

Erwin, Edward, Kleiman, Lowell, und Zemach, Eddy

- 1976 „The Historical Theory of Reference“, *Australasian Journal of Philosophy* 54 (1976), S. 50-57.

Evans, Gareth

- 1973 „The Causal Theory of Names“, *Proceedings of the Aristotelian Society*, Suppl. Vol. 47 (1973), S. 187-208.
- 1981 „Understanding Demonstratives“, in: Jacques Bouveresse und Herman Parret (Hg.), *Meaning and Understanding*, Berlin: de Gruyter, 1981, S. 280-303.

1982 *The Varieties of Reference*, Oxford: Clarendon Press 1982.

Evans bestreitet, daß man Freges These über den Sinn von Namen mit der von Russell vertretenen Position identifizieren kann, bei Namen handle es sich um verdeckte Kennzeichnungen. Evans zufolge besteht zwischen der These, daß Meinungen, die im *De-re*-Sinne von Einzeldingen handeln (*singular thoughts*), Beziehungen zu fregeschen Gedanken darstellen, und der These, daß zur Erklärung der Tatsache, daß sich die entsprechenden Meinungen auf Einzeldinge beziehen, der Rekurs auf Individuenbegriffe nicht ausreicht, kein Widerspruch.

Føllesdal, Dagfinn

1967 „Knowledge, Identity, and Existence“, *Theoria* 33 (1967), S. 1-27.

Prägt den Begriff des „genuinen“ singulären Terminus' als Alternative zu Kripkes starren Designatoren.

Forbes, Graeme

1987 „Indexicals and Intensionality: A Fregean Perspective“, *Philosophical Review* 96 (1987), S. 3-33.

1990 „The Indispensability of Sinn“, *Philosophical Review* 99 (1990), S. 535-563.

Geach, Peter

1957 „On Beliefs about Oneself“, *Analysis* 18 (1957), S. 23-24.

Hornsby, J.

1977 „Singular Terms in Contexts of Propositional Attitude“, *Mind* 86 (1977), S. 31-48.

Kaplan, David

1969 „Quantifying In“, *Synthese* 19 (1969), S. 178-214. (Wiederabgedruckt in: Donald Davidson und Jaakko Hintikka (Hg.), *Words and Objections: Essays on the Work of V. W. Quine*, Dordrecht: Reidel, 1969, S. 206-242.

Dokumentiert die „prä-direktreferentialistische“ Phase in Kaplans Denken, in der er überzeugt davon war, *De-re*-Meinungen auf *De-dicto*-Meinungen zurückführen zu können.

1977 „Demonstratives. An Essay on the Semantics, Logic, Metaphysics, and Epistemology of Demonstratives and Other Indexicals“, in: Joseph Almog, John Perry und Howard Wettstein (Hg.) 1989, S. 481-562.

1979 „On the Logic of Demonstratives“, in: Peter A. French, Theodore E. Uehling und Howard K. Wettstein (Hg.), *Contemporary Perspectives in the Philosophy of Language*, Minneapolis: University of Minnesota Press, 1979, S. 401-412.

1986 „Opacity“, in: Lewis E. Hahn und Paul A. Schilpp (Hg.), *The Philosophy of W. V. Quine*, La Salle, Illinois: Open Court, 1986, S. 229-289.

Katz, Jerrold J.

- 1977 „A Proper Theory of Names“, *Philosophical Studies* 31 (1977), S. 1-80.
- 1979 „The Neoclassical Theory of Reference“, *Midwest Studies in Philosophy* 2 (1979), S. 103-124.
- 1990 „Has the Description Theory of Names been Refuted?“, in: G. Boolos (Hg.), *Meaning and Method: Essays in Honour of Hilary Putnam*, Cambridge: Cambridge University Press, 1990, S. 31-61.

Kim, Jaegwon

- 1977 „Perception and Reference without Causality“, *The Journal of Philosophy* 74 (1977), S. 606-620.
- 1986 „Review of Chisholm: The First Person – An Essay on Reference and Intentionality“, *Philosophy and Phenomenological Research* 46 (1986), S. 483-507.
- 1997 „Chisholm on Intentionality: *De Se*, *De Re*, and *De Dicto*“, in: Lewis E. Hahn (Hg.), *The Philosophy of Roderick M. Chisholm*, Chicago und La Salle, Illinois: Open Court, 1997, S. 361-383.

Kraut, B.

- 1983 „There are no *De Dicto* Attitudes“, *Synthese* 54 (1983), S. 275-294.

Kripke, Saul

- 1971 „Identity and Necessity“, in: Milton K. Munitz (Hg.), *Identity and Individuation*, New York: New York University Press, 1971, S. 135-164.
- 1972 „Naming and Necessity“, in: Gilbert Harman und Donald Davidson (Hg.), *Semantics of Natural Language*, Dordrecht: Reidel, 1972, S. 253-355.
- 1977 „Speaker's Reference and Semantic Reference“, *Midwest Studies in Philosophy* 2 (1977), S. 255-276.
- 1979 „A Puzzle About Belief“, in: Avishai Margalit (Hg.), *Meaning and Use*, Dordrecht: Reidel, 1979, S. 239-283.

Kroon, Frederick W.

- 1982 „The Problem of 'Jonah': How not to Argue for the Causal Theory of Reference“, *Philosophical Studies* 43 (1982), S. 281-299.
- 1985 „Theoretical Terms and the Causal View of Reference“, *Australasian Journal of Philosophy* 63 (1985), S. 143-166.

Künne, Wolfgang

- 1982 „Indexikalität, Sinn und propositionaler Gehalt“, *Grazer Philosophische Studien* 18 (1982), S. 41-74.
- 1992 „Hybrid Proper Names“, *Mind* 101 (1992), S. 301-313.

Künne, Wolfgang, Newen, Albert und Anduschus, Martin (Hg.)

- 1997 *Direct Reference, Indexicality, and Propositional Attitudes*, Stanford: CSLI, 1997.

Lewis, David K.

- 1979 „Attitudes *De Dicto* and *De Se*“, *Philosophical Review* 88 (1979), S. 513-543.
- 1981 „What Puzzling Pierre Does Not Believe“, *Australasian Journal of Philosophy* 59 (1981), S. 283-289.
- 1983 „Postscripts to ‘Attitudes *De Dicto* and *De Se*‘“, in: David K. Lewis, *Philosophical Papers Vol. I*, Oxford: Oxford University Press, 1983, S. 156-159.

Loar, Brian

- 1972 „Reference and Propositional Attitudes“, *Philosophical Review* 81 (1972), S. 43-62.
- 1976 „The Semantics of Singular Terms“, *Philosophical Studies* 30 (1976), S. 353-377.
- 1980 „Names and Descriptions: A Reply to Michael Devitt“, *Philosophical Studies* 38 (1980), S. 85-89.

Lockwood, M.

- 1975 „On Predicating Proper Names“, *Philosophical Review* 84 (1975), S. 471-498.

Markie, Peter J.

- 1984 „*De Dicto* and *De Se*“, *Philosophical Studies* 45 (1984), S. 231-237.
- 1988 „Multiple Propositions and ‘*De Se*’ Attitudes“, *Philosophy and Phenomenological Research* 48 (1988), S. 573-600.

Reduktion von *De re* auf *De dicto*.

McDowell, John

- 1977 „On the Sense and Reference of a Proper Name“, *Mind* 86 (1977), S. 159-185.

1984 „De Re Senses“, in: C. Wright (Hg.), *Frege: Tradition and Influence*, Oxford: Blackwell, 1984, S. 98-109.

1986 „Singular Thought and the Extent of Inner Space“, in: P. Pettit und J. McDowell (Hg.), *Subject, Thought and Context*, Oxford: Clarendon Press, 1986, S. 137-168.

McKay, T.

1981 „On Proper Names in Belief Ascription“, *Philosophical Studies* 39 (1981), S. 287-303.

McKinsey, Michael

1975 „Divided Reference in Causal Theory of Names“, *Philosophical Studies* 30 (1976), S. 235-242.

1978 „Names and Intentionality“, *Philosophical Review* 87 (1978), S. 171-200.

Pastin, M. J.

1974 „About *De Re* Belief“, *Philosophy and Phenomenological Research* 34 (1974), S. 569-575.

Reduktion von *De re* auf *De dicto*.

Peacocke, Christopher

1975 „Proper Names, Reference, and Rigid Designators“, in: Simon Blackburn (Hg.), *Meaning, Reference, and Necessity*, Cambridge: Cambridge University Press, 1975, S. 109-132.

1981 „Demonstrative Thought and Psychological Explanation“, *Synthese* 49 (1981), S. 187-217.

Perry, John

1977 „Frege on Demonstratives“, *Philosophical Review* 86 (1977), S. 474-497.

1979 „The Problem of the Essential Indexical“, *Noûs* 13 (1979), S. 3-21.

1993 *The Essential Indexical and Other Essays*, Oxford: Oxford University Press, 1993.

Pollock, John L.

1980 „Thinking about an Object“, *Midwest Studies in Philosophy* 5 (1980), S. 487-507.

Putnam, Hilary

1962 „It Ain't Necessarily So“, *The Journal of Philosophy* 59 (1962), S. 658-671.

1970 „Is Semantics Possible?“, in: Howard E. Kiefer und Milton K. Munitz (Hg.), *Language, Belief, and Metaphysics*, New York: New York State University Press, 1970, S. 50-63.

- 1973 „Meaning and Reference“, *The Journal of Philosophy* 70 (1973), S. 699-711.
- 1975 „The Meaning of ‘Meaning’“, in: Keith Gunderson (Hg.), *Language, Mind, and Knowledge, Minnesota Studies in the Philosophy of Science VII*, Minneapolis: University of Minnesota Press, 1975, S. 131-195.

Recanati, François

- 1988 „Rigidity and Direct Reference“, *Philosophical Studies* 53 (1988), S. 103-117.
- 1990 „Direct Reference, Meaning, and Thought“, *Noûs* 24 (1990), S. 697-722.
- 1993 *Direct Reference – From Language to Thought*, Oxford: Blackwell, 1993.

Richard, Mark

- 1983 „Direct Reference and Ascription of Belief“, *Journal of Philosophical Logic* 12 (1983), S. 425-452.
- 1990 *Propositional Attitudes*, Cambridge: Cambridge University Press, 1990.

Salmon, Nathan

- 1981 *Reference and Essence*, Princeton: Princeton University Press, 1981.
- 1986 *Frege’s Puzzle*, Cambridge, Mass.: MIT Press, 1986.
- 1986 „Reflexivity“, *Notre Dame Journal of Formal Logic* 27 (1986), S. 401-429.

Schiffer, Stephen

- 1977 „Naming and Knowing“, *Midwest Studies in Philosophy* 2 (1977), S. 28-41.
- 1978 „The Basis of Reference“, *Erkenntnis* 13 (1978), S. 171-206.
- 1981 „Indexicals and the Theory of Reference“, *Synthese* 49 (1981), S. 43-100.
- 1987a „The ‘Fido’-Fido Theory of Belief“, *Philosophical Perspectives* 1 (1987), S. 455-480.
- 1987b *Remnants of Meaning*, Cambridge, Mass.: MIT Press, 1987.
- 1990 „The Mode-of-Presentation Problem“, in: C. Anthony Anderson und Joseph Owens (Hg.), *Propositional Attitudes: The Role of Content in Logic, Language, and Mind*, Stanford: CSLI, 1990, S. 249-268.

1992 „Belief Ascription“, *The Journal of Philosophy* 89 (1992), S. 499-521.

Searle, John

1958 „Proper Names“, *Mind* 67 (1958), S. 166-173.

Smith, David Woodruff

1981 „Indexical Sense and Reference“, *Synthese* 49 (1981), S. 101-127.

Soames, Scott

1987 „Direct Reference, Propositional Attitudes, and Semantic Content“, *Philosophical Topics* 15 (1987), S. 47-87.

Sosa, Ernest

1970 „Propositional Attitudes *De Dicto* and *De Re*“, *The Journal of Philosophy* 67 (1970), S. 883-896.

Reduktion von *De re* auf *De dicto*.

Stalnaker, Robert C.

1978 „Assertion“, in: Peter Cole (Hg.), *Syntax and Semantics Vol. 9: Pragmatics*, San Diego: Academic Press, 1978, S. 315-332.

1981 „Indexical Belief“, *Synthese* 49 (1981), S. 129-151.

1987 „Semantics for Belief“, *Philosophical Topics* 15 (1987), S. 177-190.

1988 „Belief Attribution and Context“, in: R. Grimm und D. Merrill (Hg.), *Contents of Thought*, Tucson: University of Arizona Press, 1988, S. 140-156.

Taschek, W.

1987 „Content, Character, and Cognitive Significance“, *Philosophical Studies* 52 (1987), S. 161-189.

Tienson, J. L.

1987 „An Argument Concerning Quantification and Propositional Attitudes“, *Philosophical Studies* 51 (1987), S. 145-168.

Versucht zu zeigen, daß alle *De re* Zuschreibungen von Meinungen falsch sind.

Unger, Peter

1983 „The Causal Theory of Reference“, *Philosophical Studies* 43 (1983), S. 1-45.

Wettstein, Howard K.

- 1979 „Indexical Reference and Propositional Content“, *Philosophical Studies* 36 (1979), S. 91-100.
- 1981 „Demonstrative Reference and Definite Descriptions“, *Philosophical Studies* 40 (1981), S. 241-257.
- 1983 „The Semantic Significance of the Referential-Attributive Distinction“, *Philosophical Studies* 44 (1983), S. 187-196.
- 1988 „Cognitive Significance Without Cognitive Content“, *Mind* 97 (1988), S. 1-28.
- 1991 *Has Semantics Rested on a Mistake? And Other Essays*, Stanford: Stanford University Press, 1991.

Zemach, Eddy

- 1976 „Putnam’s Theory on the Reference of Substance Terms“, *The Journal of Philosophy* 73 (1976), S. 116-127.
- 1985 „De Se and Descartes: A New Semantics for Indexicals“, *Noûs* 19 (1985), S. 181-204.

4. NATURALISIERUNG DER INTENTIONALITÄT

4.1 Intentionalität als logisches und metaphysisches Problem

Die Schwierigkeiten, die ich in den vorhergehenden Abschnitten dargestellt habe, waren *logischer* Art. Ihr Zentrum lag in der Beobachtung, daß propositionale Einstellungen mit Hilfe von Sätzen beschrieben werden, die Verben enthalten, die einen Personennamen mit einem „daß“-Nebensatz verbinden. Wenn wir diese Beobachtung für bare Münze nehmen und uns propositionale Einstellungen als Relationen vorstellen, drängt sich automatisch die Frage nach der Natur der Hinterglieder dieser Relationen auf. Sprachlich gewendet lautet diese Frage: Welche Dinge werden durch den „daß“-Satz eines Einstellungsberichts (bzw. durch die Ausdrücke, aus denen der „daß“-Satz eines Einstellungsberichts besteht) bezeichnet? Eine befriedigende Antwort muß mehreren Umständen Rechnung tragen: (1) Sie muß berücksichtigen, daß propositionale Einstellungen falsch sein bzw. von nichtexistenten Gegenständen handeln können; (2) sie muß die Schwierigkeiten mit dem Prinzip der Ununterscheidbarkeit des Identischen ausräumen; und (3) sie muß mit der Beobachtung, daß gewisse Termini eine starre Extension aufweisen, kompatibel sein.

Viele zeitgenössische Philosophen sind der Überzeugung, daß die geschilderte Diskussion ein Problem außer acht läßt, das in einem gewissen Sinne fundamentaler ist, als die Frage nach den Dingen, auf die sich „daß“-Nebensätze innerhalb von Einstellungsberichten beziehen. All die schönen Antworten, die uns Philosophen auf die Frage nach der Natur der Hinterglieder der Meinungsrelation gegeben haben – so sagen sie – seien unbefriedigend, solange wir nicht wüßten, wie die Vorgänge, die in diesen Antworten beschrieben werden, *physikalisch realisiert* sind. Objektive, Noemata, Sachverhalte, Klassen möglicher Welten, singuläre Propositionen, fregesche Sinne, Charaktere usw. – all das sind abstrakte Entitäten, deren theoretische Pointe wir innerhalb der eng gezogenen Fragestellungen der letzten Abschnitte zwar verstehen mögen; unser Verständnis für diese Dinge schwindet jedoch, sobald wir uns in Erinnerung rufen, daß propositionale Einstellungen Zustände natürlicher Lebewesen sind, die der materiellen Welt zugehören. Wer davon spreche, daß Personen Beziehungen zu Objektiven, Noemata, Sachverhalten, Propositionen usw. unterhalten, der schulde uns daher eine Erklärung dafür, wie wir uns die biologische Implementierung dieser Relationen vorzustellen haben. Mit anderen Worten: Wir haben das Phänomen der Intentionalität erst verstanden, wenn wir seine physikalische Basis kennen.

Philosophen, die so argumentieren, betrachten die Intentionalität mentaler Zustände nicht nur als *logisches*, sondern auch als *metaphysisches* Problem: Intentionalität sei einer der Faktoren, die zur Entstehung des *Leib-Seele-Problems* beitragen. Sie glauben,

daß die Eigenschaft der Intentionalität ein Merkmal darstellt, das es – zumindest *prima facie* – schwierig macht, mentale Zustände als Aspekte der materiellen Welt zu begreifen. Sie suchen daher nach einer Theorie, die erklärt, wie Intentionalität auf einer rein physikalischen Grundlage möglich ist. Man spricht in diesem Zusammenhang häufig von der „Naturalisierung der Intentionalität“. Das Naturalisierungsprojekt ist der Versuch, die Eigenschaft der Intentionalität mit Hilfe von Begriffen aus einer privilegierten Ausgangsmenge zu definieren. Dieses Projekt ist erfolgreich abgeschlossen, sobald wir eine Liste mit Eigenschaften aufgestellt haben, die für die Exemplifikation von Intentionalität zusammen hinreichend sind. Allerdings darf es sich bei den Eintragungen auf der Liste nicht um *irgendwelche* Eigenschaften handeln: Jeder Listenkandidat muß naturalistisch akzeptabel sein. Und das bedeutet: Es darf sich weder um einen Begriff handeln, der aus unserem psychologischen Vokabular stammt (wie z.B. „glauben“), noch um einen Begriff, der in der Semantik (wie z.B. „bedeuten“) verwendet wird. Wünschenswert wäre eine Liste, die ausschließlich aus Begriffen der „harten“ Naturwissenschaften besteht. Die Begriffe des Gesetzes, der Kausalität und der Wahrscheinlichkeit genießen in diesem Zusammenhang ein hohes Ansehen.

4.2 Fodors repräsentationale Theorie des Geistes

Jerry Fodor versucht, die Eigenschaft der Intentionalität im Rahmen einer *repräsentationalen Theorie des Geistes* zu naturalisieren.⁷⁵ Er orientiert sich dabei an Erklärungsmodellen der Kognitionswissenschaften, die den Geist als symbolverarbeitendes System beschreiben, das im Prinzip wie ein Computer funktioniert. Im Mittelpunkt von Fodors Theorie steht der Begriff der *mentalen Repräsentation*: Mentale Repräsentationen sind physische Strukturen, die wie Ausdrücke einer natürlichen Sprache eine Bedeutung haben bzw. sich auf Dinge in der Welt beziehen. Und in demselben Sinne, in dem sich sprachliche Ausdrücke zu wahrheitsfähigen Sätzen zusammenfügen lassen, können auch mentale Repräsentationen Einheiten bilden, die einen propositionalen Gehalt haben bzw. wahr oder falsch sein können. Fodor spricht deshalb im Hinblick auf mentale Repräsentationen auch von „Ausdrücken einer Sprache des Geistes“. Wenn jemand eine propositionale Einstellung eines bestimmten Typs mit dem Gehalt, daß *p*, hat, so steht er laut Fodor in einer „funktionalen“ Relation zu einer (komplexen) mentalen Repräsentation, die den Gehalt, daß *p*, hat. Meinungen, Wünsche, Hoffnungen usw. „erben“ also den für sie typischen propositionalen Gehalt von mentalen Repräsentationen. Die Intentionalität eines mentalen Zustandes kann auf diese Weise

⁷⁵ Vgl. Fodor 1975; 1978; sowie 1985.

auf die Intentionalität einer physischen Struktur reduziert werden, die sich im Gehirn der entsprechenden Person befindet.

4.3 Die Theorie funktionaler Rollen

Allerdings stellt sich an diesem Punkt sofort die Frage, wodurch mentale Repräsentationen ihrerseits Bedeutung bzw. propositionalen Gehalt erwerben. **Ned Block, Hartry Field, Gilbert Harman** und einige andere Philosophen haben vorgeschlagen, diese Frage unter Hinweis auf die *funktionale Rolle* einer mentalen Repräsentation zu beantworten.⁷⁶ Sie lassen sich dabei von der Beobachtung inspirieren, daß wir die Frage, ob eine Person die Bedeutung eines bestimmten Ausdrucks erfaßt hat oder nicht, davon abhängig machen, ob sie gewisse Schlußmuster kennt, die zu dem entsprechenden Ausdruck hinführen bzw. von ihm ausgehen. Wer von sich behauptet, die Bedeutung des Ausdrucks „Hengst“ zu kennen, muß z.B. wissen, daß aus dem Satz „x ist ein Hengst“ die Sätze „x ist ein Pferd“, „x ist männlich“ und „x ist ein Tier“ folgen; auf der anderen Seite sollte die betreffende Person in der Lage sein, aus dem Vorliegen des Satzes „x ist ein männliches Pferd“ auf den Satz „x ist ein Hengst“ zu schließen.

Die Tatsache, daß wir der Kenntnis von Inferenzregeln im Zusammenhang mit Fragen des Begriffsbesitzes einen so hohen Stellenwert zuschreiben, könnte zu der These verleiten, daß die Bedeutung eines sprachlichen Ausdrucks vollständig durch seine inferentiellen Beziehungen zu anderen sprachlichen Ausdrücken konstituiert wird. Ein naheliegender Einwand gegen diese Behauptung besteht allerdings darin, daß sie auf einem eindimensionalen Bild des Begriffsbesitzes beruht: Einen Begriff *F* zu besitzen heißt nicht nur zu wissen, welchen Ort der Ausdruck „*F*“ im inferentiellen Netz der Sprache einnimmt; es heißt auch zu wissen, welche Arten von Erfahrungen die Rede von *F*s rechtfertigen, bzw. welche Handlungen angesichts der Rede von *F*s angemessen sind. Die Bedeutung eines sprachlichen Ausdrucks erschöpft sich daher nicht in den inferentiellen Beziehungen, in denen er zu anderen sprachlichen Ausdrücken steht – ebenso wichtig sind die Beziehungen, die er zu *Wahrnehmungen* und *Handlungen* einer Person unterhält. Viele Theoretiker, die die Bedeutung mentaler Repräsentationen auf der Basis ihrer funktionalen Rolle explizieren, vertreten daher den folgenden Standpunkt: Eine mentale Repräsentation erwirbt die Bedeutung, die sie hat, (a) durch die Art und Weise, in der sie mit der Wahrnehmung der betreffenden Person verknüpft ist, (b) durch die Art und Weise, in der sie mit anderen mentalen Repräsentationen interagiert, und (c) durch die Art und Weise, in der sie Einfluß auf die Handlungen der betreffenden Person ausübt.

⁷⁶ Vgl. Block 1986 und 1987; Field 1977 und 1978; Harman 1982; sowie Loar 1981.

4.4 Putnam- und Burge-Szenarien

Naturalisierungstheorien, die die Bedeutung mentaler Repräsentationen auf die funktionale Rolle zurückführen, die sie im kognitiven Leben einer Person spielen, haben mit einer fundamentalen Schwierigkeiten zu kämpfen: Sie scheinen sich auf die Behauptung festzulegen, daß die mentalen Zustände zweier Personen, die in interner physikalischer Hinsicht identisch sind, *notwendigerweise* denselben propositionalen Gehalt haben. Putnams *Twin-Earth*-Gedankenexperiment⁷⁷ zeigt nun jedoch, daß Situationen denkbar sind, in denen Personen, die in interner physikalischer Hinsicht übereinstimmen, mentale Zustände mit unterschiedlichen propositionalen Gehalten haben. Um dies zu verdeutlichen, müssen wir Putnams Szenario lediglich leicht variieren: Statt anzunehmen, daß ich und mein Doppelgänger eine „Wasser“-Äußerung tätigen, wollen wir annehmen, daß ich und mein Doppelgänger einen „Wasser ist H₂O“-Gedanken haben. Da Wasser in meiner Welt tatsächlich aus H₂O besteht, ist mein Gedanke wahr – da sich mein Doppelgänger mit dem Wort „Wasser“ auf einen Stoff bezieht, der aus XYZ besteht, ist sein Gedanke falsch. Wenn unsere Gedanken unterschiedliche Wahrheitswerte haben, können sie jedoch – zumindest unter der gewöhnlichen Lesart des Begriffs – nicht denselben propositionalen Gehalt haben.

Tyler Burge hat die Idee, daß der Gehalt unserer Gedanken nicht vollständig durch unsere interne physikalische Konstitution festgelegt wird, noch durch ein anderes Gedankenexperiment zu plausibilisieren versucht. Die Pointe seiner Überlegung besteht darin, daß nicht nur die *Umgebung*, in der wir aufgewachsen sind und sprechen gelernt haben, den Gehalt unseres Denkens mitbestimmt, sondern auch die *Sprachgemeinschaft*, zu der wir gehören. Nehmen wir an, daß ich aufgrund der Schmerzen, die ich im rechten Oberschenkel spüre, die Meinung bilde, daß ich Arthritis im rechten Oberschenkel habe. Allerdings belehrt mich ein Arztbesuch wenig später eines Besseren: Es könne sich bei meinen Schmerzen unmöglich um Arthritis handeln – so die Auskunft des Arztes –, da Arthritis als entzündliche Erkrankung der Gelenke definiert sei. Die Meinung, daß ich Arthritis im rechten Oberschenkel habe, ist demnach *notwendigerweise falsch*. Burge fordert uns nun auf, dieselbe Episode noch einmal in einer Welt durchzuspielen, die unserer Welt bis auf eine Ausnahme gleicht: Der Wörterbucheintrag für das Wort „Arthritis“ lautet in dieser Welt nicht: „Entzündliche Gelenkerkrankung“, sondern: „Entzündliche Erkrankung der Gelenke oder Knochen“. In diesem Fall ist die Meinung, daß ich Arthritis im rechten Oberschenkel habe, *möglicherweise wahr*. Ein derart dramatischer Wandel der semantischen Bewertung

⁷⁷ Vgl. Abschnitt 3.3 dieser Bibliographie.

unserer Meinungen, so Burge, bedeute, daß sie sich hinsichtlich ihres propositionalen Gehaltes unterscheiden.⁷⁸

4.5 Die Unterscheidung zwischen „engem“ und „weitem“ Gehalt

Die Standardreaktion auf die von Burge und Putnam beschriebenen Szenarien besteht darin, zwischen dem „engen“ und dem „weiten“ Gehalt propositionaler Einstellungen zu unterscheiden. Der „enge“ Gehalt ist derjenige Gehalt, hinsichtlich dessen meine Gedanken und die meines Doppelgängers übereinstimmen und der durch unsere interne physikalische Konstitution festgelegt wird. Als „weiten“ Gehalt bezeichnet man dagegen denjenigen Gehalt, hinsichtlich dessen sich unsere „Wasser ist H₂O“- bzw. „Arthritis“-Gedanken unterscheiden und an dessen Festlegung auch unsere Umgebung und unsere Sprachgemeinschaft einen Anteil haben. Die Theorie funktionaler Rollen – so verteidigen sich entsprechende Theoretiker – sei mit der „engen“ Dimension propositionalen Gehaltes durchaus kompatibel; nur um der „weiten“ Gehaltdimension gerecht zu werden – so gibt man zu –, bedürfe es einer Theorie, die neben der funktionalen Rolle, die mentale Repräsentationen im kognitiven Leben einer Person spielen, noch andere Faktoren berücksichtige. Dieses Defizit – so heißt es weiter – sei aber nicht dramatisch, da der „enge“ Gehalt im Gegensatz zum „weiten“ Gehalt die *psychologisch relevante* Dimension propositionalen Gehaltes darstelle: Der „enge“ Gehalt sei der für unser Denken und Verhalten maßgebliche Faktor.

Diese Art der Argumentation hat eine Debatte über den psychologischen Status des „engen“ bzw. „weiten“ Gehaltes provoziert, die unabhängig von der Frage geführt wird, ob die Theorie funktionaler Rollen adäquat ist.⁷⁹ Viele Philosophen würden bestreiten, daß der „weite“ Gehalt unter einer psychologischen Perspektive irrelevant ist. Eines der stärksten Argumente für diese Position besteht darin, daß unsere alltagspsychologischen Handlungserklärungen auf der Zuschreibung von „weiten“ Gehalten basieren.⁸⁰

4.6 Dretskes informationale Theorie des propositionalen Gehaltes

Wie es auch immer mit dem psychologischen Status des „engen“ bzw. „weiten“ Gehaltes propositionaler Einstellungen stehen mag: die meisten Philosophen sind sich darin einig, daß die Theorie kausaler Rollen nicht alle Aspekte des propositionalen Gehaltes abdecken kann. Seit Beginn der achtziger Jahre ist daher das Interesse an

⁷⁸ Vgl. Burge 1979; 1982a; sowie 1986.

⁷⁹ Fodor, der lange Zeit die These verteidigt hat, daß nur der „enge“ Gehalt psychologisch relevant sei, hat sich z.B. stets gegen die Theorie funktionaler Rollen ausgesprochen.

⁸⁰ Zu dieser Diskussion vgl. Block 1991; Dennett 1982; Fodor 1980, 1987 und 1991 (pro „enger“ Gehalt), sowie 1994 (contra „enger“ Gehalt); Loar 1988; Stalnaker 1989 und 1990; Stich 1978, 1982 und 1991; White 1982.

alternativen Naturalisierungstheorien gestiegen, die sich nicht so sehr auf die funktionale Rolle konzentrieren, die mentale Repräsentationen im kognitiven Leben einer Person spielen, sondern auf Beziehungen, die mentale Repräsentationen zu Dingen in der Außenwelt unterhalten. **Fred Dretske** hat in diesem Zusammenhang Pionierarbeit geleistet.⁸¹ Dretske hat vorgeschlagen, den propositionalen Gehalt mentaler Repräsentationen mit Hilfe des Begriffs der *Information* zu rekonstruieren. Die Idee besteht darin, daß eine Struktur *S* genau dann den Informationsgehalt, daß etwas *F* ist, hat, wenn *S* ein *verlässlicher Indikator* für Dinge ist, die *F* sind. Und *S* ist genau dann ein verlässlicher Indikator für Dinge, die *F* sind, wenn *S* nicht auftreten würde, wenn *F* nicht exemplifiziert wäre.

Der auf diese Weise definierte Informationsgehalt scheint viele der Anforderungen, die wir an den propositionalen Gehalt einer mentalen Repräsentation stellen, zu erfüllen. Insbesondere bietet er ein naturalistisches Modell, mit dessen Hilfe wir die Intensionalität⁸² von Aussagen, in denen Personen propositionale Einstellungen zugeschrieben werden, erklären können: Die Tatsache, daß sich koextensionale Ausdrücke innerhalb entsprechender „daß“-Nebensätze nicht ohne weiteres austauschen lassen, basiert Dretske zufolge auf dem Umstand, daß physische Strukturen, die als verlässliche Indikatoren einer Eigenschaft *F* dienen, nicht automatisch auch verlässliche Indikatoren einer anderen Eigenschaft *G* darstellen – auch wenn *F* und *G* zufälligerweise von exakt denselben Dingen exemplifiziert werden.

Auf den Einwand, daß auch Baumringe oder Thermostate einen Informationsgehalt haben und wir folglich auch ihnen Intentionalität zuschreiben müßten, reagiert Dretske mit der überraschenden Auskunft, daß Personen keineswegs die einzigen durch Intentionalität ausgezeichneten Systeme seien. Im Gegenteil: Die Eigenschaft der Intentionalität komme in der Tat einer großen Zahl nicht-belebter Systeme zu, zu denen auch Baumringe und Thermostate gehörten. Die Besonderheit des menschlichen Geistes bestehe insofern nicht darin, daß er Intentionalität habe, sondern darin, daß er *über einen besonders hohen Grad* an Intentionalität verfüge. Dretske hat damit vor allem die Tatsache im Auge, daß wir nicht nur zwischen zwei Eigenschaften unterscheiden können, die *zufälligerweise* von denselben Dingen exemplifiziert werden, sondern darüberhinaus die Fähigkeit aufweisen, zwischen Eigenschaften zu unterscheiden, die *notwendigerweise* von denselben Dingen exemplifiziert werden. Um diese Tatsache zu erklären, führt Dretske die Unterscheidung zwischen der analogen und digitalen Weise der Repräsentation ein: Eine Struktur *S* repräsentiert eine Information analog, wenn es neben dieser Information *spezifischere* Informationen gibt, die *S* repräsentiert; eine Struktur *S* repräsentiert eine Information dagegen digital, wenn es sich bei der

⁸¹ Vgl. dazu Dretske 1980; 1981; sowie 1983a.

⁸² Zur Intensionalität von Meinungsberichten vgl. Abschnitt 2 dieser Bibliographie.

betreffenden Information um die *spezifischste* Information handelt, die *S* repräsentiert. Dretske schlägt in diesem Sinne vor, propositionale Gehalte nicht einfach mit informationalen Gehalten, sondern mit *digital repräsentierten* informationalen Gehalten zu identifizieren.

Eine wichtige Bedingung, die wir an propositionale Gehalte stellen, bleibt trotz dieser Verfeinerung unerfüllt: Wenn wir den propositionalen Gehalt eines mentalen Zustandes mit dem digital repräsentierten Informationsgehalt einer mentalen Repräsentation identifizieren, können wir das Phänomen der *Fehlrepräsentation* nicht erklären. Denn der Informationsgehalt, daß etwas *F* ist, *garantiert* das Vorliegen von Dingen, die *F* sind. Meinungen, Wünsche und Hoffnungen können jedoch – wie wir alle wissen – den Gehalt, daß etwas *F* ist, haben, *ohne* daß etwas tatsächlich *F* ist.⁸³

4.7 Teleologische Theorien propositionalen Gehaltes

Eine Lösung für das Problem der Fehlrepräsentation bietet der Rekurs auf den Begriff der *biologischen Funktion*. Biologische Funktionen sind Resultate der natürlichen Selektion im Sinne Darwins: Die biologische Funktion einer Struktur *S* besteht in derjenigen Tätigkeit von *S*, die *Ss* evolutionären Erfolg erklärt. So besteht die biologische Funktion des Herzens z.B. darin, Blut in den Kreislauf zu pumpen – und nicht etwa darin, in einem regelmäßigen Rythmus zu schlagen; denn nur die Eigenschaft, Blut in den Kreislauf zu pumpen, erklärt, warum Herzen von der natürlichen Selektion bevorzugt wurden. **Ruth Millikan** und **David Papineau** haben vorgeschlagen, mentale Repräsentationen ebenfalls unter dieser evolutionstheoretischen Perspektive zu betrachten: Ihre biologische Funktion bestehe darin, einem Lebewesen Informationen über seine Umgebung zu liefern, damit es sein Verhalten den Umständen entsprechend anpassen könne. Welchen propositionalen Gehalt eine mentale Repräsentation *S* habe, hänge demnach nicht davon ab, welche Eigenschaft *S* verlässlich anzeige, sondern aufgrund welcher Indikator­tätigkeit sich *S* im Verlauf der Evolution durchgesetzt habe.⁸⁴

Der Vorteil, durch den sich diese Theorie propositionalen Gehaltes gegenüber einer rein informationalen Theorie auszeichnet, wird deutlich, wenn wir folgende Situation betrachten: Nehmen wir an, daß es im Gehirn eines Frosches eine bestimmte neuronale Struktur *S* gibt, die immer dann aktiviert wird, wenn sich Fliegen in seinem Gesichtsfeld befinden. *S* bewirkt, daß der Frosch sein Maul öffnet und nach den Fliegen in seiner Umgebung schnappt. Allerdings – so wollen wir annehmen – stellt sich *S* auch dann ein, wenn sich im Gesichtsfeld unseres Frosches keine Fliegen, sondern kleine schwarze

⁸³ Zu einer Kritik in diesem Sinne vgl. Fodor 1984.

⁸⁴ Vgl. Millikan 1984 und 1989a; Papineau 1985 und 1988.

Punkte befinden. Unter diesen Bedingungen würde uns die rein informationale Theorie zwingen, *S* den Gehalt „Fliege oder kleiner schwarzer Punkt“ zu unterstellen. Denn *S* ist ein verlässlicher Indikator für Fliegen oder kleine schwarze Punkte. Dies würde wiederum bedeuten, daß die Proto-Meinung, die der Frosch hat, wenn er nach kleinen schwarzen Punkten schnappt, in demselben Sinne wahr ist, wie die Proto-Meinung, die er durch sein Schnappen nach Fliegen zum Ausdruck bringt. Beide Resultate sind jedoch gegenintuitiv: (a) Wir haben den Eindruck, daß *S* nicht den Gehalt „Fliege oder kleiner schwarzer Punkt“ hat, sondern „Fliege“; und (b) wir haben den Eindruck, daß sich der Frosch, der nach kleinen schwarzen Punkten schnappt, *täuscht*: Er „glaubt“, daß sich in seinem Gesichtsfeld eine Fliege befindet, obwohl dort nur ein kleiner schwarzer Punkt ist. Die teleologische Perspektive wird dieser Intuition gerecht. Sie zwingt uns nicht, *S* den Gehalt „Fliege oder kleiner schwarzer Punkt“ zu unterstellen. Denn der evolutionäre Erfolg von *S* ist nicht auf die Tatsache zurückzuführen, daß *S* die Anwesenheit von *Fliegen oder kleinen schwarzen Punkten* anzeigt, sondern aufgrund der Tatsache, daß *S* die Anwesenheit von *Fliegen* anzeigt.

4.8 Fodors Theorie der asymmetrischen Kausalbeziehung

Jerry Fodor hat eine Theorie der Intentionalität vorgelegt, die sich sowohl von Dretskes als auch von Millikans Ansatz darin unterscheidet, daß sie propositionalen Gehalt in den *Kausalbeziehungen* verankert, die zwischen mentalen Repräsentationen und ihren Ursachen bestehen.⁸⁵ Fodor geht dabei von einer Idee aus, die er als „krude Kausaltheorie“ (*crude causal theory*) bezeichnet: Eine physische Struktur *S* repräsentiert die Eigenschaft *F* genau dann, wenn alle und nur Dinge, die *F* sind, Vorkommnisse von *S* verursachen. Diese Idee ist vor allem deshalb krude, weil sie eine Schwierigkeit aufwirft, die Fodor als „Disjunktionsproblem“ bezeichnet und eine Variante des Problems der Fehlrepräsentation darstellt: Sobald einige Dinge, die nicht *F* sind, sondern – sagen wir: – *G*, Vorkommnisse von *S* verursachen, kann man nach der kruden Kausaltheorie nicht mehr davon sprechen, daß *S* den Gehalt, daß etwas *F* ist, hat. *S* repräsentiert in diesem Fall vielmehr eine Information, die aus zwei disjunkten Gliedern besteht: entweder *F* oder *G*. Nehmen wir an, daß ich Kühe manchmal irrtümlich für Pferde halte. Man könnte diese Situationen auch so beschreiben, daß mentale Repräsentationen der Form „Pferd“ manchmal auch durch Kühe verursacht werden. Wenn wir die krude Kausaltheorie zugrundelegen, müßten wir sagen, daß meine „Pferd“-Repräsentation nicht die Eigenschaft des Pferdseins, sondern die Eigenschaft, entweder ein Pferd oder eine Kuh zu sein, repräsentiert. Dieses Resultat ist

⁸⁵ Vgl. Fodor 1987, Kapitel 4: „Meaning and the World Order“; sowie Fodor 1990, Kapitel 4: „A Theory of Content II: The Theory“.

jedoch gegenintuitiv: Wir wollen, daß meine „Pferd“-Repräsentation die Eigenschaft des Pferdseins repräsentiert – auch, wenn sie manchmal durch Kühe verursacht wird.

Fodor versucht, dieses Problem zu lösen, indem er zwischen die Kausalbeziehung, die zwischen Kühen und „Pferd“-Repräsentation auftritt, und die Kausalbeziehung, die zwischen Pferden und „Pferd“-Repräsentationen besteht, einen Keil treibt. Die erste Kausalbeziehung, so Fodor, habe *andere kontrafaktische Eigenschaften* als die zweite: Während die Kausalbeziehung zwischen Pferden und „Pferd“-Repräsentationen auch dann bestehen würde, wenn es keine Kausalbeziehung zwischen Kühen und „Pferd“-Repräsentationen gäbe, würde die Kausalbeziehung zwischen Kühen und „Pferd“-Repräsentationen nicht auftreten, wenn es keine Kausalbeziehung zwischen Pferden und „Pferd“-Repräsentationen gäbe. Fodor drückt diesen Sachverhalt so aus: Die Kausalbeziehung zwischen Kühen und „Pferd“-Repräsentationen ist *in asymmetrischer Weise* von der Kausalbeziehung zwischen Pferden und „Pferd“-Repräsentationen abhängig.

Wir haben somit ein Kriterium an der Hand, mit dem sich das Disjunktionsproblem lösen läßt, ohne die Kausaltheorie aufzugeben: Eine physische Struktur *S* repräsentiert die Eigenschaft *F* genau dann, wenn alle und nur Dinge, die *F* sind, Vorkommnisse von *S* verursachen; falls *S* manchmal durch Dinge verursacht wird, die nicht *F*, sondern *G* sind, ist dies für den Gehalt von *S* irrelevant, sofern die Kausalbeziehung zwischen *G*s und Vorkommnissen von *S* in asymmetrischer Weise von der Kausalbeziehung zwischen *F*s und Vorkommnissen von *S* abhängt.

4.9 Dennett über Intentionalität

Obwohl sich ihre Ansätze zur Naturalisierung der Intentionalität im Detail unterscheiden, teilen Dretske, Fodor und Millikan die Auffassung, daß Meinungen, Wünsche, Hoffnungen usw. ihren propositionalen Gehalt von mentalen Repräsentationen erben, die sich im Gehirn der betreffenden Person befinden. **Daniel Dennett** teilt diese Voraussetzung nicht. Er glaubt vielmehr, daß die Rede von propositionalen Einstellungen Teil einer heuristischen Strategie – der sogenannten „intentionalen Einstellung“ (*intentional stance*) – ist.⁸⁶ Diese Einstellung bietet sich gegenüber Systemen an, die so komplex sind, daß wir ihr Verhalten weder unter physikalischem, noch unter funktionalem Gesichtspunkt verlässlich erklären und vorhersagen können. Überzeugungen, Wünsche, Hoffnungen und andere propositionale Einstellungen zu haben, bedeutet Dennett zufolge nichts anderes als ein System zu sein, dessen Verhalten uns zur Einnahme der intentionalen Einstellung zwingt – es bedeutet nicht, ein System zu sein, das in seinem Inneren mentale Repräsentationen beherbergt.

⁸⁶ Vgl. Dennett 1971; 1981; sowie 1991.

Die Frage, wie mentale Repräsentationen propositionalen Gehalt erwerben, stellt sich daher für Dennett gar nicht.

4.10 Der meßtheoretische Ansatz

Wenn Überzeugungen, Wünsche, Hoffnungen und die anderen propositionalen Einstellungen nützliche Fiktionen ohne direkte neurophysiologische Entsprechungen sind, stellt sich jedoch die Frage nach der theoretischen Pointe der „daß“-Sätze, die wir im Rahmen der intentionalen Einstellung verwenden. Wenn sie sich nicht auf Gehalte mentaler Repräsentationen beziehen – worin besteht dann ihre Funktion? Dennett beruft sich in diesem Zusammenhang auf eine Idee, die **Paul Churchland** ins Spiel gebracht hat.⁸⁷ Churchland ist der Auffassung, daß sich die „daß“-Sätze innerhalb von Berichten, in denen wir Personen propositionale Einstellungen zuschreiben, dieselbe Funktion ausüben wie Zahlausdrücke innerhalb von Aussagen über physikalische Größen: Sie dienen als *Maßangabe*. In demselben Sinne, in dem der Ausdruck „90“ innerhalb des Satzes

Ole wiegt 90 kg

den Ort spezifiziert, den Oles Gewicht auf einer Kilogrammskala einnimmt, dient der Ausdruck „daß morgen die Sonne scheint“ innerhalb des Satzes

Ole glaubt, daß morgen die Sonne scheint

zur Angabe des Ortes, den Oles Überzeugung auf einer Skala einnimmt, deren Einheiten in Propositionen angegeben werden. In demselben Sinne, in dem wir Gewichte mit Hilfe von Zahlen messen können – so Churchlands Idee –, lassen sich Überzeugungen, Hoffnungen, Wünsche und andere mentale Zustände mit Hilfe von Propositionen messen. Der meßtheoretische Ansatz entbindet uns also von der Notwendigkeit, die Intentionalität mentaler Zustände unter Rekurs auf physische Strukturen im Personeninneren zu erläutern. Denn die Vorstellung, daß Personen Repräsentationen von Propositionen in ihrem Kopf herumtragen, ist unter einer meßtheoretischen Perspektive ähnlich absurd wie die Vorstellung, daß sich im Inneren eines physikalischen Gegenstandes Repräsentationen von Zahlen befinden.⁸⁸

⁸⁷ Vgl. Churchland 1979 und 1981. Andere Autoren, die dem meßtheoretischen Ansatz mit Sympathie gegenüberstehen, sind Beckermann 1992 und 1996; Davidson 1989; Dennett 1982; Field 1981 und Stalnaker 1984.

⁸⁸ Vgl. Field 1981 für eine abweichende Einschätzung.

4.11 Searle über Intentionalität

John Searle nimmt innerhalb der Debatte über die Naturalisierung der Intentionalität eine Sonderstellung ein. Searle hat in seinem Buch „Intentionalität“ eine ausführliche Beschreibung intentionaler mentaler Zustände vorgelegt, die nachhaltigen Einfluß auf die Begrifflichkeit ausgeübt hat, derer sich die gegenwärtige Debatte um die Naturalisierung der Intentionalität bedient.⁸⁹ Sein eigener Beitrag zur Naturalisierung der Intentionalität bleibt allerdings weitgehend negativ: Searle lehnt alle bisher behandelten Theorien mit der Begründung ab, daß sie wesentliche Merkmale der Intentionalität ignorieren – und dazu zählt er vor allem das Bewußtsein.⁹⁰ Trotzdem möchte Searle nicht als jemand gelten, der die Naturalisierung der Intentionalität für unmöglich hält. Seine eigene positive Theorie beschränkt sich jedoch auf die pauschale Einschätzung, daß mentale Zustände mit propositionalen Gehalten in demselben Sinne Produkte biochemikalischer Vorgänge seien wie andere Zustände unseres Körpers auch.

Searle charakterisiert propositionale Einstellungen mit Hilfe von Begriffen der Sprechakttheorie: In demselben Sinne, in dem man zwischen der illokutionären Rolle und dem propositionalen Gehalt eines Sprechaktes differenzieren kann, können wir an propositionalen Einstellungen psychischen Modus und propositionalen Gehalt unterscheiden. Auch die Idee der Ausrichtung (*direction of fit*) eines Sprechaktes läßt sich Searle zufolge auf propositionale Einstellungen übertragen: In demselben Sinne, in dem z.B. Behauptungen eine „Wort-auf-Welt“ Ausrichtung haben, besitzen Meinungen eine „Geist-auf-Welt“ Ausrichtung. Das bedeutet, daß man für die Falschheit einer Behauptung bzw. Meinung nicht die Welt verantwortlich machen kann: Der Fehler liegt in diesem Fall auf der Seite des Sprechers bzw. Denkers. Anders verhält es sich mit Befehlen (Sprechakt) und Wünschen (propositionale Einstellung). Ihnen ist eine „Welt-auf-Wort“ bzw. „Welt-auf-Geist“ Ausrichtung eigen: Die Tatsache, daß ein Befehl nicht ausgeführt wurde bzw. daß ein Wunsch nicht in Erfüllung ging, ist der Welt anzulasten – nicht meinem Befehl bzw. meinem Wunsch. Sprechakte und propositionale Einstellungen, die eine Ausrichtung haben, besitzen Searle zufolge *Erfüllungs-* oder *Erfolgsbedingungen*. In demselben Sinne, in dem die Wahrheit, die Erfüllung oder der Erfolg eines Sprechaktes davon abhängt, ob in der Welt dieses oder jenes der Fall ist, hängt auch die Wahrheit, Erfüllung oder der Erfolg einer propositionalen Einstellung davon ab, ob gewisse Sachverhalte in der Welt bestehen oder nicht.

Obwohl Searle propositionale Einstellungen in Begriffen der Sprechakttheorie beschreibt, hält er die Intentionalität propositionaler Einstellungen für grundlegender als die Intentionalität von Sprechakten. Denn jeder Sprechakt bringe eine propositionale

⁸⁹ Vgl. Searle 1983.

⁹⁰ Vgl. Abschnitt 5.4 dieser Bibliographie.

Einstellung zum Ausdruck – nicht umgekehrt. Die Intentionalität eines Sprechaktes sei daher *abgeleitet*, die Intentionalität propositionaler Einstellungen dagegen *intrinsisch*.

Die Idee intrinsischer Intentionalität bildet den Kern von Searles Kritik der gängigen Naturalisierungsstrategien. Die wohl bekannteste Anwendung findet sie in Searles Argumentation gegen die (von einigen Forschern der Künstlichen Intelligenz aufgestellte) Behauptung, daß hinreichend komplexe Computerprogramme intentionale Zustände nicht nur *simulieren*, sondern auch *hervorbringen* können.⁹¹ Searle reagiert auf diese These mit der sogenannten *Chinese-Room*-Überlegung: Nehmen wir an, Searle sitzt in einer von außen nicht einsehbaren Kabine, in der er mit eigenen Händen ein so raffiniert geschriebenes Programm zur Verarbeitung chinesischer Schriftzeichen ausführt, daß für einen externen Beobachter der Eindruck entsteht, Searle verstehe Chinesisch. In Wirklichkeit versteht Searle jedoch kein Wort – er hat aufgrund des Programms, das ihm zur Verfügung steht, mit dem externen Beobachter lediglich in einer Weise „gesprochen“, *als ob* er Chinesisch verstehe. Dieses Gedankenexperiment, so Searle, zeige, daß die Ausführung eines ausreichend komplexen Computerprogramms nicht hinreiche, um intrinsische Intentionalität zu erzeugen.

Wenn wir intrinsische Intentionalität nicht als das Resultat symbolverarbeitender Prozesse auffassen dürfen – wie kommt Intentionalität dann in die Welt? Die Antwort auf diese Frage, so Searle, sei ganz einfach: Intentionalität sei das Produkt bestimmter biochemischer Vorgänge im Gehirn. Searle zufolge läßt diese These durchaus Raum für die Möglichkeit, daß auch Wesen anderer biochemischer Konstitution intentionale Zustände haben können: Entscheidend sei nicht das *Material* des menschlichen Gehirns, sondern dessen *kausale Kräfte*.

Die Frage, die sich angesichts dieser Konzeption stellt, besteht allerdings darin, ob man nicht einen Einwand gegen sie geltend machen kann, der Searles Einwand gegen die Thesen der Künstlichen Intelligenz imitiert: Searle behauptet, daß ein Computer nicht denkt, sondern lediglich Symbole manipuliert – können wir nicht mit demselben Recht sagen, daß das Gehirn nicht denkt, sondern lediglich Nervenzellen aktiviert?

⁹¹ Vgl. dazu Searle 1980a und 1980b.

4.12 Literatur

Baker, Lynne Rudder

- 1991 „Has Content Been Naturalized?“, in: Barry Loewer und Georges Rey (Hg.), *Meaning in Mind. Fodor and his Critics*, Oxford: Blackwell, 1991, S. 17-32.

Beckermann, Ansgar

- 1992 „Das Problem der Intentionalität – Naturalistische Lösung oder meßtheoretische Auflösung?“, *Ethik und Sozialwissenschaften* 3 (1992), S. 433-447.

Diskutiert Dretskes informationale, Millikans teleologische und Fodors kausale Theorie des Gehaltes. Hält diese Theorien im Ansatz für verfehlt. Plädiert stattdessen für eine meßtheoretische Auflösung des metaphysischen Problems der Intentionalität.

- 1996 „Is there a Problem about Intentionality?“, *Erkenntnis* 45 (1996), S. 1-23.

Vertieft die Ideen aus Beckermann 1992.

Block, Ned

- 1986 „Advertisement for a Semantics for Psychology“, *Midwest Studies in Philosophy* 10 (1986), S. 615-678.

- 1987 „Functional Role and Truth Conditions“, *Proceedings of the Aristotelian Society* 61 (1987), S. 157-181.

- 1991 „What Narrow Content is Not“, in: Barry Loewer und Georges Rey (Hg.), *Meaning in Mind. Fodor and his Critics*, Oxford: Blackwell, 1991, S. 33-64.

Boghossian, Paul A.

- 1991 „Naturalizing Content“, in: Barry Loewer und Georges Rey (Hg.), *Meaning in Mind. Fodor and his Critics*, Oxford: Blackwell, 1991, S. 65-86.

Burge, Tyler

- 1979 „Individualism and the Mental“, *Midwest Studies in Philosophy* 4 (1979), S. 73-121.

- 1982a „Other Bodies“, in: Andrew Woodfield (Hg.), *Thought and Object*, Oxford: Clarendon Press, 1982. S. 97-120.

- 1982b „Two Thought Experiments Reviewed“, *Notre Dame Journal of Formal Logic* 23 (1982), S. 284-293.

- 1986 „Individualism and Psychology“, *Philosophical Review* 95 (1986), S. 3-45.

Churchland, Paul

1979 *Scientific Realism and the Plasticity of Mind*, Cambridge: Cambridge University Press, 1979.

Erste Formulierung des meßtheoretischen Ansatzes, S. 100-107.

1981 „Eliminative Materialism and the Propositional Attitudes“, *The Journal of Philosophy* 78 (1981), S. 67-90.

Crane, Tim

1990 „An Alleged Analogy Between Numbers and Propositions“, *Analysis* 50 (1990), 224-230.

Zur Meßtheorie

1991 „All the Difference in the World“, *Philosophical Quarterly* 41 (1991), S. 1-25.

Diskutiert Putnam- und Burge-Szenarien kritisch.

Crimmins, Mark

1992 *Talk about Beliefs*, Cambridge, Mass.: MIT Press, 1992.

Cummins, Robert

1989 *Meaning and Mental Representation*, Cambridge, Mass.: MIT Press, 1989.

Davidson, Donald

1989 „What is Present to the Mind“, in: J. Brandl und W. Gombecz (Hg.), *The Mind of Donald Davidson*, Amsterdam: Rodopi 1989, S. 3-18.

Zur Meßtheorie

Davies, David

1998 „On Gauging Attitudes“, *Philosophical Studies* 90 (1998), S. 129-154.

Zur Meßtheorie

Dennett, Daniel

1969 *Content and Consciousness*, London: Routledge & Kegan Paul, 1969.

1971 „Intentional Systems“, *The Journal of Philosophy* 68 (1971), S. 87-106.

1978 *Brainstorms: Philosophical Essays on Mind and Psychology*, Montgomery: Bradford Books, 1978.

1981 „True Believers: The Intentional Strategy and Why It Works“, in: A. F. Heath (Hg.), *Scientific Explanation*, Oxford: Clarendon Press, 1981, S. 53-75. (Wiederabgedruckt in Dennett 1987, S. 13-35.)

1982 „Beyond Belief“, in: Andrew Woodfield (Hg.), *Thought and Object*, Oxford: Clarendon Press, 1982, S. 1-95. (Wiederabgedruckt in: Dennett 1987, S. 117-202.)

Enthält Bemerkungen zur Analyse propositionaler Einstellungen mit Hilfe des Begriffs der Proposition, zur Meßtheorie, zum Begriff des „engen“ Gehaltes und zur *de re/de dicto* Unterscheidung.

1987 *The Intentional Stance*, Cambridge, Mass.: MIT Press, 1987.

1991 „Real Patterns“, *The Journal of Philosophy* 88 (1991), S. 27-51.

Dretske, Fred I.

1980 „The Intentionality of Cognitive States“, *Midwest Studies in Philosophy* 5 (1980), S. 281-294.

Gute Einführung in Dretskes informationale Theorie des Gehaltes.

1981 *Knowledge and the Flow of Information*, Cambridge, Mass.: MIT Press, 1981.

Ausführliche Darstellung der informationalen Theorie des Gehaltes. Die Formulierung des Grundgedankens (Verhältnis zwischen Information, Intentionalität und Intensionalität) findet sich auf S. 75 ff. Die für die Naturalisierung der Intentionalität zentralen Kapitel befinden sich in Teil III: „Meaning and Belief“, S. 169 ff. Dretske unterscheidet hier drei „Grade von Intentionalität“ (S. 172 f.), die als Richtschnur für die weiteren Überlegungen dienen. Die in diesem Zusammenhang wichtige Unterscheidung zwischen analoger und digitaler Repräsentation erläutert Dretske in Teil II: „Knowledge and Perception“, S. 135 ff.

1983a „Précis of Knowledge and the Flow of Information“, *The Behavioral and Brain Sciences* 6 (1983), S. 55-63.

Zusammenfassung des Gedankengangs aus Dretske 1981.

1983b „The Epistemology of Belief“, *Synthese* 55 (1983), S. 3-19.

1986a „Aspects of cognitive representation“, in M. Brand und R. Harnish (Hg.), *The Representation of Knowledge and Belief*, Tucson: University of Arizona Press, 1986, S. 101-115.

Behandelt das Verhältnis zwischen dem Bezug (*reference*) und dem Inhalt (*content*) mentaler Repräsentationen. Bezug wird durch Kausalbeziehungen hergestellt, Inhalt durch die funktionale Rolle, die eine Repräsentation unter normalen Umständen spielt. Dokumentiert Stadium der Überlegung zwischen Dretske 1981 und 1986b.

1986b „Misrepresentation“, in: Radu J. Bogdan (Hg.), *Belief – Form, Content, and Function*, Oxford: Clarendon Press, 1986, S. 17-36.

Diskutiert das Problem der Fehlrepräsentation, das in Dretske 1981 nur auf eine unbefriedigende Weise gelöst werden konnte. Bringt den Begriff der Funktion (im teleologischen Sinne) ins Spiel.

1988 *Explaining Behavior*, Cambridge, Mass.: MIT Press, 1988.

Beschäftigt sich mit dem Verhältnis zwischen neurophysiologischen und alltagspsychologischen Erklärungsmustern für Verhalten. Versucht zu zeigen, inwiefern und in welchem Sinne propositionale Einstellungen Gründe für Verhalten darstellen. Stellt in Kapitel 3: „Representational Systems“, S. 51 ff. seine „neue“ Theorie der Intentionalität vor, die informationale Aspekte mit dem Begriff der Funktion verknüpft: Die Tatsache, daß eine physischen Struktur den Gehalt, daß etwas *F* ist, hat, resultiert aus dem Umstand, daß sie die Funktion hat, die Eigenschaft *F* anzuzeigen.

Field, Hartry

1977 „Logic, Meaning, and Conceptual Role“, *The Journal of Philosophy* 74 (1977), S. 379-409.

1978 „Mental Representation“, *Erkenntnis* 13 (1978), S. 9-61.

1981 „Postscript to ‘Mental Representation’“, in: Ned Block (Hg.), *Readings in the Philosophy of Psychology*, 2. Band, Cambridge, Mass.: Harvard University Press, 1981, S. 112-114.

Schlägt den meßtheoretischen Ansatz zur Lösung des metaphysischen Problems der Intentionalität vor. Glaubt allerdings im Gegensatz zu Dennett 1982, daß uns der meßtheoretische Ansatz darauf festlegt, ein internes System mentaler Repräsentationen zu unterstellen.

Fodor, Jerry A.

1975 *The Language of Thought*, New York: Thomas Y. Crowell, 1975.

Argumentiert für die Annahme einer „Sprache des Geistes“ im Sinne interner, wahrscheinlich neurophysiologisch realisierter, mentaler Repräsentationen. Mentale Prozesse sind Transformationen, die auf den syntaktischen Eigenschaften mentaler Repräsentationen basieren.

1978 „Propositional Attitudes“, *The Monist* 61 (1978), S. 501-523. (Wiederabgedruckt in Fodor 1981, S. 177-203.)

Formuliert fünf Bedingungen an eine gute philosophische Theorie propositionaler Einstellungen: Sie muß (1) propositionale Einstellungen als Relationen analysieren, (2) der Parallelität zwischen Verben propositionaler Einstellungen und der indirekten Rede gerecht werden, (3) die Intensionalität von Berichten über propositionale Einstellungen erklären können, (4) den Objekten propositionaler Einstellungen logische Form zuschreiben und (5) zu empirischen Theorien mentaler Prozesse passen. Versucht zu zeigen, daß die Annahme, daß propositionale Einstellungen Relationen zwischen Personen und mentalen Repräsentationen darstellen, diese Bedingungen erfüllt.

1980 „Methodological Solipsism Considered as a Research Strategy in Cognitive Science“, *Behavioral and Brain Sciences* 3 (1980), S. 63-109. (Wiederabgedruckt in Fodor 1981, S. 225-253.)

Wenn mentale Prozesse Transformationen mentaler Repräsentationen darstellen, die auf den syntaktischen (und *nicht* den semantischen) Eigenschaften dieser Repräsentationen basieren (was

laut Fodor anzunehmen ist), dann sollte die kognitive Psychologie die Beziehungen, die Personen zu Dingen in ihrer Umwelt unterhalten, ausblenden und sich auf die Vorgänge im Inneren einer Person konzentrieren (methodologischer Solipsismus). Stellt dem methodologischen Solipsismus den Entwurf einer „naturalistischen Psychologie“ gegenüber, die an der Erklärung der semantischen Eigenschaften mentaler Repräsentationen (Wahrheit, Bezug, Bedeutung) interessiert ist. Argumentiert im Rückgriff auf Putnams Twin-Earth-Gedankenexperiment, daß eine naturalistische Psychologie in diesem Sinne unmöglich sei, da sie eine lückenlose physikalische Beschreibung der Welt voraussetze.

1981 *Representations*, Brighton: The Harvester Press, 1981.

1984 „Semantics, Wisconsin Style“, *Synthese* 59 (1984), S. 231-250. (Wiederabgedruckt in Fodor 1990, S. 31-49.)

Diskutiert informationale Theorien propositionalen Gehaltes im Sinne von Dretske 1981 und Stampe 1977 insbesondere vor dem Hintergrund des Problems der Fehlrepräsentation.

1985 „Fodor’s Guide to Mental Representation“, *Mind* 94 (1985), S. 76-100. (Wiederabgedruckt in Fodor 1990, S. 3-29.)

1987 *Psychosemantics*, Cambridge, Mass.: MIT Press, 1987.

Entwickelt in Kapitel 2: „Individualism and Supervenience“ eine Theorie des „engen“ Gehaltes, die auf White 1982 basiert. Entwirft in Kapitel 4: „Meaning and the World Order“ die Theorie der asymmetrischen Kausalbeziehung.

1990 *A Theory of Content and Other Essays*, Cambridge, Mass.: MIT Press, 1990.

Grenzt in Kapitel 4: „A Theory of Content II: The Theory“ seine Theorie der asymmetrischen Kausalbeziehung gegen andere naturalistische Theorien ab. Greift insbesondere teleologische Theorien des propositionalen Gehaltes mit dem Argument an, daß sie keine gute Erklärung für die Intensionalität von Aussagen bieten, in denen Personen propositionale Einstellungen zugeschrieben werden.

1991 „A Modal Argument for Narrow Content“, *The Journal of Philosophy* 88 (1991), S. 5-26.

1994 *The Elm and the Expert*, Cambridge, Mass.: MIT Press, 1994.

Revidiert seine ehemaligen Auffassungen über den Zusammenhang zwischen „engem“ Gehalt und psychologischen Erklärungen: Argumentiert nun, daß der „weite“ Gehalt der einzige Typ von Gehalt sei, den wir zu psychologischen Zwecken benötigen.

Fodor, Jerry A. und LePore, Ernie

1991 „Why Meaning (Probably) isn’t Conceptual Role“, *Mind and Language* 6 (1991), S. 328-343.

Haldane, J.

1989 „Naturalism and the Problem of Intentionality“, *Inquiry* 32 (1989), S. 305-322.

Radikale Kritik des naturalistischen Standpunktes, insb. an Stalnaker 1984.

Harman, Gilbert

- 1982 „Conceptual Role Semantics“, *Notre Dame Journal of Formal Logic* 23 (1982), S. 242-256.
- 1987 „(Non-solipsistic) Conceptual Role Semantics“, in: Ernie Lepore (Hg.), *New Directions in Semantics*, London: Academic Press, 1987.

Argumentiert für den Begriff einer funktionalen Rolle, der nicht nur die Rolle, die mentale Repräsentationen im kognitiven Leben einer Person spielen, umfaßt, sondern auch Beziehungen, die mentale Repräsentationen zu Dingen in der Außenwelt unterhalten. Versucht auf diese Weise, eine einheitliche Theorie der Bedeutung mentaler Repräsentationen vorzulegen, die die Aufspaltung des propositionalen Gehaltes in eine „enge“ und „weite“ Dimension vermeidet.

Haugeland, John

- 1990 „The Intentionality All-Stars“, in: Tomberlin, James E. (Hg.), *Philosophical Perspectives 4: Action Theory and the Philosophy of Mind*, Atascadero: Ridgeview, 1990, S. 383-427. (Wiederabgedruckt in: Haugeland 1998, S. 127-170.)
- 1998 *Having Thought*, Cambridge, Mass.: Harvard University Press, 1998.

Horgan, T.

- 1994 „Naturalism and Intentionality“, *Philosophical Studies* 76 (1994), S. 301-326.

Horwich, P.

- 1990 *Truth*, Oxford: Basil Blackwell, 1990.

Jacob, Pierre

- 1997 *What Minds Can Do: Intentionality in a Non-intentional World*, Cambridge: Cambridge University Press, 1997.

Lepore, Ernest, und Loewer, Barry

- 1986 „Solipsistic Semantics“, *Midwest Studies in Philosophy* 10 (1986), S. 595-614.

Loar, Brian

- 1981 *Mind and Meaning*, Cambridge: Cambridge University Press, 1981.
- 1982 „Conceptual Role and Truth Conditions“, *Notre Dame Journal of Formal Logic* 23 (1982), S. 272-283.
- 1987 „Subjective Intentionality“, *Philosophical Topics* 15 (1987), S. 89-124.
- 1988 „Social Content and Psychological Content“, in: Robert H. Grimm und Daniel D. Merrill (Hg.), *Contents of Thought*, Tucson: University of Arizona Press, 1988, S. 99-110.

- 1991 „Can We Explain Intentionality?“, in: Barry Loewer und Georges Rey (Hg.), *Meaning in Mind. Fodor and his Critics*, Oxford: Blackwell, 1991, S. 119-135.

Loewer, Barry

- 1987 „From Information to Intentionality“, *Synthese* 70 (1987), S. 287-317.

Lyons, W.

- 1985 *Approaches to Intentionality*, Oxford: Oxford University Press, 1985.

Diskutiert Quine, Dennett, Fodor usw. und entwirft eine eigene Position aus entwicklungsgeschichtlicher Perspektive.

Matthews, R.

- 1994 „The Measure of Mind“, *Mind* 104 (1994), S. 1-16.

Zur Meßtheorie.

McDowell, John

- 1998 „Lecture III: Intentionality as a Relation“, *Journal of Philosophy* 95 (1998), S. 471-491.

McGinn, Colin

- 1982 „The Structure of Content“, in: Andrew Woodfield (Hg.), *Thought and Object*, Oxford: Clarendon Press, 1982, S. 207-258.

- 1989 *Mental Content*, Oxford: Blackwell, 1989.

- 1993 *Problems in Philosophy – The Limits of Inquiry*, Oxford: Blackwell, 1993.

Insbes. Kapitel 4: „Meaning“, S. 62-78.

McLaughlin, Brian P.

- 1987 „What is Wrong with Correlational Psychosemantics“, *Synthese* 70 (1987), S. 271-286.

McLaughlin, Brian P. (Hg.)

- 1993 *Dretske and his Critics*, Oxford: Blackwell, 1993.

Millikan, Ruth G.

- 1984 *Language, Thought, and Other Biological Categories*, Cambridge, Mass.: MIT Press, 1984.

- 1986 „Thoughts without Laws: Cognitive Science with Content“, *Philosophical Review* 95 (1986), S. 47-80.

- 1989a „Biosemantics“, *The Journal of Philosophy* 86 (1989), 281-297.
- 1989b „In Defense of Proper Functions“, *Philosophy of Science* 56 (1989), S. 288-302.
- 1990 „Compare and Contrast Dretske, Fodor, and Millikan on Teleosemantics“, *Philosophical Topics* 18 (1990), S. 151-161.
- 1991 „Speaking up for Darwin“, in Barry Loewer und G. Rey (Hg.), *Meaning in Mind: Fodor and his Critics*, Oxford: Blackwell, 1991, S. 151-164.
- Erwiderung auf Fodors Kritik an teleologischen Theorien des Gehaltes.
- 1993 *White Queen Psychology and Other Essays for Alice*, Cambridge, Mass.: MIT Press, 1993

Neander, K.

- 1995 „Misrepresenting and Malfunctioning“, *Philosophical Studies* 79 (1995), S. 109-141.
- Entwirft eine teleologische Theorie propositionalen Gehaltes und verteidigt sie gegen Fodor, Pietroski und andere.

Papineau, David

- 1985 „Representation and Explanation“, *Philosophy of Science* 51 (1985), S. 550-572.
- 1988 *Reality and Representation*, Oxford 1988.
- 1991 „Teleology and Mental States“, *Proceedings of the Aristotelian Society* 65 (1991), S. 33-54.
- 1993 *Philosophical Naturalism*, Oxford: Blackwell, 1993.
- 1996 „Doubtful Intuitions“, *Mind and Language* 11 (1996), S. 130-132.
- 1998 „Teleosemantics and Indeterminacy“, *Australasian Journal of Philosophy* 76 (1998), S. 1-14.
- 2001 „The Status of Teleosemantics, or How to Stop Worrying about Swampman“, *Australasian Journal of Philosophy* 79 (2001), S. 279-289.

Pietroski, P.

- 1992 „Intentionality and Teleological Error“, *Pacific Philosophical Quarterly* 73 (1992), S. 267-282.
- Kritik an teleologischen Theorien propositionalen Gehaltes.

Rosenthal, David

1986 „Intentionality“, *Midwest Studies in Philosophy* 10 (1986), S. 151-184.

Weist eine Reihe von Argumenten zugunsten der Annahme intrinsischer Intentionalität zurück

Saporiti, Katia

1997 *Die Sprache des Geistes*, Berlin und New York: de Gruyter, 1997.

Searle, John R.

1980a „Minds, Brains, and Programs“, *Behavioral and Brain Sciences* 3 (1980), S. 417-424.

1980b „Intrinsic Intentionality: Reply to Criticisms of ‘Minds, Brains, and Programs’“, *Behavioral and Brain Sciences* 3 (1980), S. 450-456.

1983 *Intentionality. An Essay in the Philosophy of Mind*, Cambridge: Cambridge University Press, 1983.

Smith, David Woodruff

1999 „Intentionality Naturalized?“, in: Petitot (Hg.), *Naturalizing Phenomenology*, Stanford: Stanford University Press, 1999, S. 83-110.

Stalnaker, Robert C.

1984 *Inquiry*, Cambridge, Mass.: MIT Press 1984.

Zur Meßtheorie S. 9 ff.

1989 „On What’s in the Head“, in: James E. Tomberlin (Hg.), *Philosophical Perspectives III: Philosophy of Mind and Action Theory*, Atascadero: Ridgeview, 1989, S. 287-316.

1990 „Narrow Content“, in: C. Anthony Anderson und Joseph Owens (Hg.), *Propositional Attitudes – The Role of Content in Logic, Language, and Mind*, Stanford: CSLI, 1990, S. 131-146.

1991 „How to Do Semantics for the Language of Thought“, in: Barry Loewer und Georges Rey (Hg.), *Meaning in Mind. Fodor and his Critics*, Oxford: Blackwell, 1991, S. 229-237.

Stampe, Dennis W.

1977 „Towards a Causal Theory of Linguistic Representation“, *Midwest Studies in Philosophy* 2 (1977), S. 81-102.

1986 „Verificationism and a Causal Account of Meaning“, *Synthese* 69 (1986), S. 107-137.

- 1991 „Content, Context, and Explanation“, in: E. Villanueva (Hg.), *Information, Semantics, and Epistemology*, Oxford: Blackwell, 1991, S. 134-152.

Stich, Stephen P.

- 1978 „Autonomous Psychology and the Belief-Desire Thesis“, *The Monist* 61 (1978), S. 573-591.
 Putnams Twin-Earth-Gedankenexperiment erzeugt ein Problem für die Ansicht, daß eine psychologische Theorie, deren Ziel in der Erklärung menschlichen Handelns liegt, alltagspsychologische Begriffe wie die der Meinung oder des Wunsches beinhalten muß.
- 1982 „On the Ascription of Content“, in: Andrew Woodfield (Hg.), *Thought and Object*, Oxford: Clarendon Press, 1982, S. 153-206.
- 1983 *From Folk Psychology to Cognitive Science: The Case Against Belief*, Cambridge, Mass.: MIT Press, 1983.
- 1991 „Narrow Content meets Fat Syntax“, in: Barry Loewer und Georges Rey (Hg.), *Meaning in Mind. Fodor and his Critics*, Oxford: Blackwell, 1991, S.239-254.
- 1996 *Deconstructing the Mind*, Oxford: Oxford University Press, 1996.

Tomberlin, James E.

- 1984 „Identity, Intensionality, and Intentionality“, *Synthese* 61 (1984), S. 111-131.
- 1987 „Semantics, Psychological Attitudes, and Conceptual Role“, *Philosophical Studies* 53 (1988), S. 205-226.

Tye, Michael

- 1994 „Naturalism and the Problem of Intentionality“, *Midwest Studies in Philosophy* 19 (1994), S. 122-142.

Wallace, J., und Mason, H. E.

- 1990 „Some Thought Experiments about Mind and Meaning“, in: C. A. Anderson und J. Owens (Hg.), *Propositional Attitudes – The Role of Content in Logic, Language, and Mind*, Stanford: CSLI, 1990, S. 175-200.

White, Stephen L.

- 1982 „Partial Character and the Language of Thought“, *Pacific Philosophical Quarterly* 63 (1982), S. 347-365. (Wiederabgedruckt in White 1991, S. 27-49.)
- 1991 *The Unity of the Self*, Cambridge, Mass.: MIT Press, 1991.

5. KRITERIEN DER INTENTIONALITÄT

Die meisten Philosophen sind sich darin einig, daß sie unter dem Begriff der Intentionalität diejenige Eigenschaft verstehen wollen, die Franz Brentano in seinem 1874 erschienenen Buch *Psychologie vom empirischen Standpunkt* folgendermaßen beschrieben hat:

„Jedes psychische Phänomen ist durch das charakterisiert, was die Scholastiker des Mittelalters die intentionale (wohl auch mentale) Inexistenz eines Gegenstandes genannt haben, und was wir ... die Beziehung auf einen Inhalt, die Richtung auf ein Objekt (worunter hier nicht eine Realität zu verstehen ist), oder die immanente Gegenständlichkeit nennen würden. Jedes enthält etwas als Objekt in sich, obwohl nicht jedes in gleicher Weise. In der Vorstellung ist etwas vorgestellt, in dem Urteile ist etwas anerkannt oder verworfen, in der Liebe geliebt, in dem Hasse gehaßt, in dem Begehren begehrt usw. Diese intentionale Inexistenz ist den psychischen Phänomenen ausschließlich eigentümlich. Kein physisches Phänomen zeigt etwas Ähnliches.“⁹²

Obwohl Brentanos Zitat gerne zur Erläuterung des Begriffs der Intentionalität verwendet wird, ist keineswegs klar, *welche* Eigenschaft Brentano hier beschreibt. Denn die Rede von „intentionaler Inexistenz“, „Beziehung auf einen Inhalt“, „Richtung auf ein Objekt“ oder „immanenter Gegenständlichkeit“ ist nebulös. Es ist daher kein Wunder, daß in der Literatur verschiedene Auskünfte über den Begriff der Intentionalität kursieren. Dieser Umstand trägt nicht nur dazu bei, daß es für Außenstehende schwierig ist, der philosophischen Diskussion zu folgen – er hat zudem die Konsequenz, daß sich selbst Philosophen oftmals nicht mehr darüber im klaren sind, worüber sie eigentlich reden. Dies wird insbesondere im Zusammenhang mit der Diskussion um die Naturalisierung der Intentionalität deutlich. Einige Teilnehmer der Naturalisierungsdebatte – wie z.B. John Searle – glauben, daß wir Intentionalität ausschließlich bei *mentalen* Zuständen antreffen; andere – wie z.B. Fred Dretske – sind der Meinung, daß auch *nicht-mentale* Zustände die Eigenschaft der Intentionalität haben.⁹³ Diese Meinungsverschiedenheit zeugt nicht nur von einem Dissens hinsichtlich der Frage, ob und wie sich Intentionalität naturalisieren lasse, sondern sie ist auch Ausdruck einer grundsätzlichen Uneinigkeit über die *Bedeutung* des Begriffs „Intentionalität“.

⁹² Vgl. Brentano 1874, S. 115 f.

⁹³ Vgl. Abschnitt 4 dieser Bibliographie.

5.1 Intentionalität und „daß“-Nebensätze

Um die Bedeutung des Begriffs der Intentionalität zu bestimmen, reicht es nicht, auf propositionale Einstellungen zu verweisen. Meinungen oder Wünsche stellen zwar paradigmatische Beispiele intentionaler Zustände dar; es ist jedoch keineswegs klar, *welche* der Eigenschaften propositionaler Einstellungen konstitutiv für Intentionalität sind. Viele Philosophen nehmen an, daß nur solche mentalen Zustände Intentionalität haben, die – wie Meinungen und Wünsche – mit Hilfe von wahrheitsfähigen „daß“-Nebensätzen beschrieben werden können. Man benutzt in diesem Zusammenhang häufig die Rede vom „propositionalen Gehalt“, der durch „daß“-Nebensätze zum Ausdruck komme. Intentionalität wird daher gerne als diejenige Eigenschaft erläutert, die *Empfindungen* fehle. Denn Empfindungen – wie etwa Schmerzen – weisen, so sagt man, keinen „propositionalen“, sondern lediglich „phänomenalen“ Gehalt auf. Man bezieht sich damit auf die Tatsache, daß Empfindungen nicht mit Hilfe von wahrheitsfähigen „daß“-Nebensätzen beschrieben werden, sondern mit Hilfe von Adjektiven: So redet man z.B. von einem *stechenden* Schmerz oder einem *lustvollen* Gefühl.

Die Erläuterung von Intentionalität unter Rekurs auf „daß“-Nebensätze hat den Nachteil, daß sie *Dingwahrnehmungen* aus dem Kreis intentionaler Zustände ausschließt. Denn Dingwahrnehmungen werden mit Hilfe von Konstruktionen beschrieben, die anstelle eines „daß“-Nebensatzes eine Nominalphrase (Artikel+Adjektiv+Substantiv) aufweisen. Dingwahrnehmungen haben demnach keinen *propositionalen* Gehalt. Bedeutet das auch, daß sie keinen *intentionalen* Gehalt haben? Viele Philosophen würden das bestreiten: Auch Dingwahrnehmungen gehörten zur Klasse der intentionalen Zustände. Doch was ist dann die Erläuterung von Intentionalität unter Rekurs auf „daß“-Nebensätze wert?

Eine andere Schwierigkeit, die sich in diesem Zusammenhang ergibt, besteht darin, daß es eine ganze Reihe von Phänomenen gibt, die mit Hilfe von wahrheitsfähigen „daß“-Nebensätzen beschrieben werden, ohne daß bisher jemand auf die Idee gekommen wäre, diesen Phänomenen Intentionalität zu unterstellen. Man denke nur an *Tagesanbrüche*. Der 1. September 1939 begann z.B. damit, daß SS-Truppen einen polnischen Überfall auf den Sender Gleiwitz vortäuschten. Der Beginn des 1. September 1939 kann insofern ebenfalls mit Hilfe eines wahrheitsfähigen „daß“-Nebensatzes beschrieben werden („daß SS-Truppen einen polnischen Überfall auf den Sender Gleiwitz vortäuschten“). Wer die Intentionalität mentaler Zustände an die Tatsache knüpft, daß sie mit Hilfe von „daß“-Nebensätzen beschrieben werden, muß sich also fragen lassen, warum er Tagesanbrüchen Intentionalität abspricht. Es ist klar,

daß eine Antwort dem Rekurs auf „daß“-Nebensätze noch *andere* Kriterien hinzufügen muß. Um welche Kriterien könnte es sich dabei handeln?

5.2 Intentionalität und semantische Bewertbarkeit

Manche Philosophen halten es angesichts der geschilderten Schwierigkeiten für einen Fortschritt, den Rekurs auf „daß“-Nebensätze zugunsten der These aufzugeben, daß Intentionalität immer dann vorliegt, wenn wir es mit einem *semantisch bewertbaren* Phänomen zu tun haben. Ein Phänomen ist genau dann semantisch bewertbar, wenn es (1) Sinn ergibt, es als *wahr* oder *falsch* bzw. *erfüllt* oder *unerfüllt* zu bezeichnen, oder wenn es (2) Sinn ergibt, davon zu sprechen, daß es sich auf einen Gegenstand *bezieht*. Dieses Kriterium scheint den Vorteil zu haben, daß wir Dingwahrnehmungen in den Kreis intentionaler Zustände aufnehmen und Tagesanbrüche aus dem Kreis intentionaler Zustände ausstoßen können. Denn während sich Dingwahrnehmungen auf Gegenstände beziehen, sind Tagesanbrüche weder wahr, noch falsch, noch erfüllt oder unerfüllt; auch beziehen sie sich auf nichts.

Wie steht es dann jedoch mit *Sätzen* und anderen *sprachlichen Ausdrücken*? Auch für sie gilt, daß sie wahr oder falsch sind bzw. daß sie sich auf etwas beziehen. Haben also auch sprachliche Ausdrücke Intentionalität? Viele Philosophen bringen in diesem Zusammenhang Searles Unterscheidung zwischen *ursprünglicher* und *abgeleiteter* Intentionalität ins Spiel:⁹⁴ Ja, auch Sätze und andere sprachliche Ausdrücke hätten Intentionalität; allerdings handle es sich hierbei um eine abgeleitete Art von Intentionalität, die auf der ursprünglichen Intentionalität mentaler Zustände basiere.

Dieser Gedanke ist aus folgendem Grund problematisch: Wenn wir die Meinung einer Person als wahr oder falsch bezeichnen, dann tun wir dies mit Blick auf den *Satz*, mit dessen Hilfe wir den Inhalt der entsprechenden Meinung formulieren würden. Wenn dieser Satz wahr ist, ist die entsprechende Meinung wahr – und wenn dieser Satz falsch ist, ist die Meinung falsch. Die semantische Bewertbarkeit mentaler Zustände leitet sich insofern von der semantischen Bewertbarkeit sprachlicher Ausdrücke ab. Die „ursprüngliche“ Intentionalität scheint daher auf der Seite sprachlicher Ausdrücke zu liegen – und nicht auf der Seite mentaler Zustände.⁹⁵

⁹⁴ Vgl. Abschnitt 4.10 dieser Bibliographie.

⁹⁵ Dieser Gedanke wird in Sellars 1956 ausgearbeitet. Lesenswert ist in diesem Zusammenhang außerdem Chisholm und Sellars (Briefwechsel) 1958.

5.3 Chisholms Kriterien der Intentionalität (I)

Roderick Chisholm ist der erste Philosoph gewesen, der versucht hat, Kriterien für das Vorliegen von Intentionalität zu geben, die sprachanalytischen Standards Genüge leisten. Chisholm verbindet mit diesem Versuch die Hoffnung, zeigen zu können, daß alle Formen des Physikalismus falsch sind. Er beruft sich in diesem Zusammenhang auf die Brentano zugeschriebene These, daß Intentionalität ein Charakteristikum des Mentalen ist, d.h. ein Charakteristikum, das wir in der physischen Welt nicht antreffen („Brentanos These“). Chisholms Strategie zur Etablierung dieser These besteht darin, Intentionalität über die sprachlichen Merkmale von *Sätzen* zu bestimmen, die intentionale Zustände beschreiben (sogenannte *intentionale Sätze*). Sollte der Nachweis gelingen, daß die von intentionalen Sätzen exemplifizierten Eigenschaften von allen und nur von Sätzen exemplifiziert werden, die von etwas Mentalem handeln, könne, so Chisholm, der Physikalismus nicht wahr sein.⁹⁶

Ein einfacher Aussagesatz *A* ist Chisholm zufolge intentional, wenn er zumindest eines der drei folgenden Kriterien erfüllt:

- 1.1 *A* enthält einen Singulärterm derart, daß weder aus *A*, noch aus Nicht-*A* logisch folgt, daß derjenige Gegenstand, den der Singulärterm zu benennen vorgibt, existiert.
- 1.2 *A* enthält einen wahrheitsfähigen Nebensatz derart, daß weder aus *A*, noch aus Nicht-*A* logisch folgt, daß der Nebensatz wahr bzw. falsch ist.
- 1.3 *A* enthält einen Ausdruck, der sich nicht gegen einen Ausdruck mit derselben Extension ersetzen läßt, ohne die Wahrheit von *A* zu gefährden.

Das erste Kriterium deckt Sätze des Typs „*S* stellt sich *a* vor“, „*S* denkt an *a*“ oder „*S* betet *a* an“ ab. Das zweite Kriterium ist auf Sätze zugeschnitten, die wahrheitsfähige „daß“-Nebensätze enthalten. Sätze des Typs „*S* glaubt, daß *p*“, „*S* vermutet, daß *p*“ oder „*S* hofft, daß *p*“ sind gemäß dem zweiten Kriterium intentional. Allerdings gilt dies nicht für Sätze des Typs „*S* weiß, daß *p*“. Denn Wissen, daß *p*, impliziert die Wahrheit von *p*. Um diese Lücke zu schließen, ist das dritte Kriterium notwendig: Mit seiner Hilfe können wir auch Sätze, die Wissen beschreiben, als intentional kennzeichnen.

Chisholms Vorschlag hat eine lebhaftige Debatte ausgelöst, die sich vor allem um die folgenden Fragen dreht: (1) Gibt es Sätze, die Chisholms Kriterien erfüllen, ohne von etwas Mentalem zu handeln? (2) Gibt es Sätze, die zwar von etwas Mentalem handeln, aber keines der von Chisholm genannten Kriterien erfüllen? (3) Vorausgesetzt, Chisholms Kriterien decken alle und nur diejenigen Sätze ab, die von etwas Mentalem handeln – würde dieser Umstand zeigen, daß der Physikalismus falsch ist?

⁹⁶ Vgl. dazu Chisholm 1955/56 und 1957.

Bei der Beantwortung der ersten Frage haben viele Philosophen auf Modalaussagen verwiesen: Sätze der Form „Es ist notwendig, daß p “ erfüllten zwar Kriterium 1.3, aber sie handelten nicht von mentalen Zuständen; 1.3 könne daher kein *hinreichendes* Kriterium für Intentionalität sein.⁹⁷ Bei der Beantwortung der zweiten Frage hat man Sätze, die sogenannte kognitive Verben wie „wissen“, „kennen“, „wahrnehmen“ oder „erinnern“ enthalten, ins Spiel gebracht: Derartige Sätze erfüllten keines der drei von Chisholm genannten Kriterien, handelten aber dennoch von mentalen Zuständen;⁹⁸ die drei von Chisholm genannten Kriterien könnten daher zusammengenommen nicht *notwendig* für Intentionalität sein. Bei der Beantwortung der dritten Frage wird von vielen Philosophen gelehrt, daß es einen Zusammenhang zwischen den Kriterien der Intentionalität und der Etablierung von „Brentanos These“ gebe: Auch unter der Annahme, daß es gelingen möge nachzuweisen, daß Sätze über Mentales andere logische Eigenschaften haben als Sätze über Physikalisches, ist es fraglich, ob diese Tatsache irgendetwas über die Reduzierbarkeit des Mentalen aussage. Vielleicht spiegeln sich in der logischen Singularität unseres psychologischen Diskurses lediglich unsere dualistischen Vorurteile wieder?⁹⁹

5.4 Chisholms Kriterien der Intentionalität (II)

Chisholm hat auf die Einwände, die man gegen seine Intentionalitätskriterien 1.1-1.3 vorgebracht hat, mit der Entwicklung neuer Kriterien reagiert. Chisholm führt zu diesem Zweck den Begriff eines „modalen Präfixes“ ein, worunter er eine Phrase versteht, die mit dem Worte „daß“ endet und in Kombination mit wahrheitsfähigen Sätzen einen neuen Satz bilden kann. „Es ist der Fall, daß“, „Es ist notwendig, daß“, „S glaubt, daß“ oder „Es ist moralisch geboten, daß“ stellen in diesem Sinne modale Präfixe dar. In einem zweiten Schritt spezifiziert Chisholm vier Möglichkeiten, in denen ein modales Präfix „ M “ innerhalb einer einfachen Existenz- bzw. Allquantifikation plaziert werden kann:

- (UC) $M[(x) (Fx)]$
- (UD) $(x) [M(Fx)]$
- (EC) $M[(\exists x) (Fx)]$
- (ED) $(\exists x) [M(Fx)]$

⁹⁷ Vgl. etwa Cohen 1968; Cornman 1962; Lycan 1969. Eine entgegengesetzte Position findet sich in Simons 1995.

⁹⁸ Vgl. Kenny 1963 und Marras 1968. Cornman 1962 stellt zwar fest, daß kognitive Sätze nach Chisholms Kriterien nicht intentional sind. Er begrüßt dieses Resultat jedoch.

⁹⁹ Vgl. Kim 1971 und O'Connor 1967. Gegen diese Stimmen vgl. jedoch Lycan 1969.

Für jedes modale Präfix läßt sich auf diese Weise eine Tabelle erstellen, die die Implikationsverhältnisse zwischen den vier Satzformen (UC), (UD), (EC) und (ED) repräsentiert. Ein Strich am Kreuzungspunkt einer Spalte und einer Zeile bedeutet, daß der Satz am Kopf der Spalte den Satz am linken Rand der Zeile *nicht* impliziert. Leere bedeutet dagegen, daß der Satz am Kopf der Spalte den Satz am linken Rand der Zeile impliziert. In diesem Sinne sieht die Tabelle für das Präfix „Es ist der Fall, daß“ z.B. folgendermaßen aus:

	UC	UD	EC	ED
UC			—	—
UD			—	—
EC				
ED				

Chisholms neuer Vorschlag für ein Intentionalitätskriterium geht aus einer Untersuchung der Implikationsverhältnisse für das Präfix „S glaubt, daß“ hervor. Chisholm zufolge verhält sich „S glaubt, daß“ folgendermaßen:

(I)

	UC	UD	EC	ED
UC		—	—	—
UD	—		—	—
EC				
ED			—	

Ein modales Präfix, so Chisholm, ist demnach intentional, wenn es entweder (a) das in Tabelle (I) repräsentierte Implikationspotential hat oder (b) dieses Implikationspotential hat, wenn es der Phrase „Es ist nicht der Fall, daß“ vorangestellt wird.¹⁰⁰

Chisholm hat – nach entsprechender Kritik¹⁰¹ – allerdings eingeräumt, daß Tabelle (I) nur unter der Annahme adäquat sei, daß Subjekte keine kontradiktorischen Meinungen haben. Tabelle (I) repräsentiere daher nicht den gewöhnlichen Begriff einer Meinung, sondern sei auf eine idealisierte Fassung gemünzt. Chisholm hat deshalb das logische Verhalten des Präfixes „S glaubt, daß“ noch einmal unter der Auflage studiert, kontradiktorische Meinungen zuzulassen. Er kommt dabei zu folgendem Ergebnis:

¹⁰⁰ Vgl. Chisholm 1962a.

¹⁰¹ Vor allem die Kritik in Sleigh 1962 hat Chisholm überzeugt.

(II)

	UC	UD	EC	ED
UC		—	—	—
UD	—		—	—
EC	—			
ED	—		—	

Die in dieser Tabelle repräsentierten Implikationsverhältnisse seien, so Chisholm, ausschließlich für Präfixe (aber vielleicht nicht für *alle* Präfixe) charakteristisch, denen wir den Status des Intentionalen zugestehen. Tabelle (II) könne daher zur Formulierung eines hinreichenden Intentionalitätskriteriums verwendet werden.¹⁰²

Als Alternative zu diesem doch recht komplizierten Verfahren hat Chisholm ein wesentlich einfacheres Kriterium vorgeschlagen, um Intentionalität zu charakterisieren. Ich möchte dieses Kriterium als „Kriterium der logischen Kontingenz“ bezeichnen:

Ein modales Präfix „*M*“ ist intentional, wenn gilt, daß für jeden Satz „*p*“ „*Mp*“ logisch kontingent ist.¹⁰³

Chisholm hat im Laufe der Zeit noch weitere Versuche unternommen, Intentionalitätskriterien zu formulieren, ohne damit jedoch den Grad von Resonanz erzeugen zu können, den sein erster Vorschlag ausgelöst hatte.¹⁰⁴ Die Debatte über die Frage, ob es ein logisches Kriterium gibt, daß allen und nur denjenigen Sätzen oder Ausdrücken eigen sei, die von psychologischen Phänomenen handeln, ist Mitte der siebziger Jahre des letzten Jahrhunderts allmählich versandet. Dies liegt wahrscheinlich daran, daß wir letztlich über keine genügend stabilen Intuitionen verfügen, an denen sich Vorschläge für Intentionalitätskriterien in Chisholms Sinne messen lassen.

5.5 Searle über den Zusammenhang zwischen Intentionalität und Bewußtsein

Einen neuen Versuch, zumindest ein notwendiges Kriterium der Intentionalität zu bestimmen, hat **John Searle** unternommen. Searle kritisiert Chisholms Strategie, Intentionalität mit Hilfe der logischen Eigenschaften von Sätzen zu charakterisieren. Intentionalität, so Searle, sei eine Eigenschaft *mentaler Zustände*. Jeder Versuch, diese Eigenschaft unter Rekurs auf *Sätze* über mentale Zustände zu beschreiben, sei deshalb zum Scheitern verurteilt.¹⁰⁵ Searle plädiert stattdessen für einen introspektiven Ansatz,

¹⁰² Vgl. Chisholm 1962b und 1963.

¹⁰³ Vgl. Chisholm 1962b; 1964/65; sowie 1967a.

¹⁰⁴ Vgl. Chisholm 1967b und 1989.

¹⁰⁵ Vgl. Searle 1992, Kapitel 2, Abschnitt VIII.

der Intentionalität aus der Perspektive der Ersten Person zu charakterisieren sucht. Auf diesem Wege gelangt Searle zu der Auffassung, daß es einen engen Zusammenhang zwischen Intentionalität und *Bewußtsein* gebe: Ein Zustand könne nur dann intentional sein, wenn er auch bewußt sei.¹⁰⁶

Searle stützt sich bei seiner Argumentation auf die These, daß ein intentionaler Zustand durch seine *Aspekthaftigkeit* ausgezeichnet sei. Searle erläutert diesen Begriff mit Hilfe von Beispielen aus dem Bereich der Wahrnehmung und des Denkens: Der aspekthafte Charakter der visuellen Wahrnehmung mache sich dadurch bemerkbar, daß wir ein Ding stets aus dieser oder jener Perspektive sehen könnten – niemals jedoch perspektivlos sähen; der aspekthafte Charakter einer Meinung komme dadurch zum Ausdruck, daß wir an Dinge stets unter der einen oder der anderen Beschreibung dächten – niemals jedoch beschreibungslos an ein Ding denken könnten. Ein Zustand, so Searle weiter, könne jedoch nur dann einen solchen aspekthaften Charakter haben, wenn er zumindest potentiell bewußt sei.

Searles Argument leidet an der Doppeldeutigkeit des Begriffs der Aspekthaftigkeit. Denn offenbar bezeichnet dieser Begriff im Zusammenhang mit der Wahrnehmung ein ganz anderes Phänomen als im Zusammenhang mit dem Denken. Die Aspekthaftigkeit einer Wahrnehmung ist darauf zurückzuführen, daß ich mich gemeinsam mit den Dingen, die ich wahrnehme, im empirischen Raum befinde. Welchen Aspekt eines Dinges ich wahrnehme, ist daher eine Frage der räumlichen Verhältnisse, die zwischen mir und dem entsprechenden Ding bestehen. Die Aspekthaftigkeit eines Gedankens hat dagegen einen vollkommen anderen Charakter. Wenn Searle davon spricht, daß wir an Dinge stets unter der einen oder der anderen Beschreibung dächten, rekapituliert er ein bestimmtes *sprachliches* Phänomen: die Tatsache nämlich, daß sich Sätze, in denen Personen Meinungen, Wünsche und ähnliche mentale Zustände zugeschrieben werden, gegen den Austausch koextensionaler Beschreibungen wehren.¹⁰⁷ Das, was Searle Aspekthaftigkeit des Denkens nennt, ist – so könnte man sagen – keine Sache des *empirischen*, sondern eine Sache des *logischen* Raumes.

Das Problem für Searle besteht also darin, daß es zwar plausibel ist zu behaupten, die Aspekthaftigkeit im empirischen Sinne setze potentielles Bewußtsein voraus – daß es jedoch unplausibel ist zu behaupten, dasselbe gelte für die Aspekthaftigkeit im logischen Sinne. Denn Aspekthaftigkeit im logischen Sinne treffen wir auch im Bereich von Phänomenen an, die nichts mit Bewußtsein zu tun haben. Man denke nur an modale Sachverhalte: Sätze des Typs „Es ist notwendig, daß *p*“ sperren sich in einem ähnlichen Sinne gegen den Austausch koextensionaler Beschreibungen wie Sätze der Form „*S* glaubt, daß *p*“.

¹⁰⁶ Vgl. dazu Searle 1989 und 1992, insbesondere Kapitel 7, Abschnitt II.

¹⁰⁷ Vgl. dazu Abschnitt 2 dieser Bibliographie.

5.6 Literatur

Anscombe, G. Elizabeth M.

- 1965 „The Intentionality of Sensation“, in: Ronald Joseph Butler (Hg.), *Analytical Philosophy*, Zweiter Band, Oxford: Blackwell, 1965, S. 158-180.

Schlägt folgende Definition eines intentionalen Verbs vor: Ein Verb ist genau dann intentional, wenn es (im grammatikalischen Sinne) ein direktes Objekt hat, das aus einer Beschreibung besteht, die (a) sich nicht ohne Gefahr für die Wahrheit des Gesamtzusammenhangs gegen eine andere Beschreibung desselben Objekts ersetzen läßt, (b) die unbestimmt ist, oder (c) die möglicherweise auf keinen Gegenstand, der existiert, zutrifft.

Baier, A.

- 1976/77 „The Intentionality of Intentions“, *Review of Metaphysics* 30 (1976/77), S. 389-414.

Binkley, R. W.

- 1969 „Intentionality, Minds and Behavior“, *Noûs* 3 (1969), S. 49-60.

Kritische Diskussion der Chisholm-Sleigh Debatte im Anschluß an Chisholm 1962a.

Borst, C. V.

- 1970 „Perception and Intentionality“, *Mind* 79 (1970), S. 115-121.

Diskutiert Anscombe 1965.

Brown, S. C.

- 1963 „Intentionality Intensified“, *Philosophical Quarterly* 13 (1963), S. 357-360.

Kritik an Chisholm 1957.

- 1964/65 „Intentionality without Grammar“, *Proceedings of the Aristotelian Society* 65 (1964/65), S. 123-146.

Antwort auf Cornman 1964.

Carr, David

- 1975 „Intentionality“, in: Pivcevic, Edo (Hg.), *Phenomenology and Philosophical Understanding*, Cambridge: Cambridge Univ. Press, 1975, S. 17-36.

Chisholm, Roderick M.

- 1952 „Intentionality and the Theory of Signs“, *Philosophical Studies* 3 (1952), S. 56-63.

- 1954 „On the Uses of Intentional Words“, *The Journal of Philosophy* 51 (1954), S. 436-441.

- 1955/56 „Sentences about Believing“, *Proceedings of the Aristotelian Society* 56 (1955/56), S. 125-148.
- Formulierung der drei Intentionalitätskriterien 1.1-1.3
- 1957 *Perceiving – A Philosophical Study*, Ithaca: Cornell University Press, 1957.
- Formulierung der drei Intentionalitätskriterien 1.1-1.3 in Kapitel 11: „Intentional Inexistence“.
- 1962a „On Some Psychological Concepts and the ‘Logic’ of Intentionality“, in: Hector-Neri Castañeda (Hg.), *Intentionality, Minds, and Perception*, Detroit: Wayne State University Press, 1967, S. 11-25. (Ursprünglich am 6. Dezember 1962 im Rahmen eines Symposiums an der Wayne State University gehaltener Vortrag.)
- Schlägt ein Intentionalitätskriterium unter Rekurs auf Tabelle (I) vor.
- 1962b „Rejoinder to Sleigh“, in: Hector-Neri Castañeda (Hg.), *Intentionality, Minds, and Perception*, Detroit: Wayne State University Press, 1967, S. 46-54. (Ursprünglich am 6. Dezember 1962 im Rahmen eines Symposiums an der Wayne State University gehaltener Vortrag.)
- Reagiert auf Sleigh 1962. Akzeptiert Sleighs Kritik, daß Tabelle (I) zu starke Rationalitätsannahmen voraussetzt. Übernimmt jedoch nicht das von Sleigh vorgeschlagene *Minimal Pattern*, sondern präferiert Tabelle (II). Entwickelt vor dem Hintergrund der Kritik an Sleigh das alternative Kriterium der logischen Kontingenz: Ein modales Präfix „M“ ist intentional, wenn gilt, daß für jeden Satz „p“ „Mp“ logisch kontingent ist.
- 1963 „Notes on the Logic of Believing“, *Philosophy and Phenomenological Research* 24 (1963), S. 195-201.
- Schlägt Tabelle (II) als hinreichendes Kriterium für Intentionalität vor.
- 1964/65 „Believing and Intentionality: A Reply to Mr. Luce and Mr. Sleigh“, *Philosophy and Phenomenological Research* 25 (1964/65), S. 266-269.
- Reagiert auf Luce 1964/65 und Sleigh 1964/65. Erinnert daran, daß er die von Luce vorgeschlagene Alternative zu Tabelle (II) einst selbst für richtig gehalten hat (und zwar in 1962a), daß sie uns jedoch auf zu starke Rationalitätsannahmen verpflichtete. Wendet gegen Sleigh ein, daß sein Argument dafür, daß ED nicht EC impliziere, von einer falschen Prämisse Gebrauch mache. Schlägt als Alternative das Kriterium der logischen Kontingenz vor.
- 1967a „Intentionality“, in: Paul Edwards (Hg.), *The Encyclopedia of Philosophy*, Band 4, New York: Macmillan, 1967, S. 201-204.
- Kritisiert seine eigenen frühen Intentionalitätskriterien aus Chisholm 1955/56 und 1957. Präsentiert stattdessen, erstens, das Kriterium der logischen Kontingenz und, zweitens, das Kriterium unter Rekurs auf Tabelle (II).
- 1967b „Brentano on Descriptive Psychology and the Intentional“, in: Maurice Mandelbaum und Edward N. Lee (Hg.), *Phenomenology and Existentialism*, Baltimore: John Hopkins Press, 1967, S. 21-23.
- 1989 *On Metaphysics*, Minneapolis: University of Minnesota Press, 1989.

Chisholm, Roderick M., und Sellars, Wilfrid

- 1958 „Correspondence on Intentionality“, in: Herbert Feigl, Michael Scriven und Grover Maxwell (Hg.), *Minnesota Studies in the Philosophy of Science Vol. II*, Minneapolis: University of Minnesota Press, 1958, S. 521-537. (Wiederabgedruckt in Marras (Hg.) 1972, S. 214-248.)

Dokumentiert Chisholms und Sellars' Kontroverse über die Frage der Priorität von Sprache oder Denken.

Church, Alonzo

- 1958 „Logic and Analysis“, *Proceedings of the XIIth International Congress of Philosophy*, Band IV, Florenz: Sansoni 1958-61, S. 77-81.

Bezweifelt, daß es ein logisches Kriterium gibt, mit dessen Hilfe sich intensionale Aussagen, die Psychologisches betreffen, von intensionalen Aussagen, die Nicht-Psychologisches betreffen, unterscheiden lassen.

Clark, M.

- 1965 „Intentional Objects“, *Analysis*, Supplementary Vol. 25 (1965), S. 123-128.

Coburn, R. C.

- 1977 „Intentionality and Perception“, *Mind* 86 (1977), S. 1-18.

Cohen, L. Jonathan

- 1968 „Criteria of Intensionality“, *Proceedings of the Aristotelian Society*, Suppl. Vol. XLII (1968), S. 123-142.

Kommentar zu Urmson 1968. Stimmt diesem zu, daß Chisholms 1.1-1.3 nicht als hinreichende Kriterien des Psychologischen gelten können, kritisiert allerdings Urmsons Argumente – insbesondere die These, daß der Austausch extensionsgleicher Singulärterme keine Konsequenzen für die Wahrheit von Sätzen des Typs „S glaubt, daß $F(a)$ “ habe, sondern lediglich ihre Angemessenheit berühre. Diskutiert außerdem Chisholms Kriterium unter Rekurs auf Tabelle (II) und das Kriterium der logischen Kontingenz. Auch sie sind nicht hinreichend für das Psychologische. Pessimistisch, ob es ein logisches Kriterium gibt, mit dessen Hilfe sich psychologische von physikalischen Beschreibungen unterscheiden lassen.

Cornman, James W.

- 1962 „Intentionality and Intensionality“, *Philosophical Quarterly* 12 (1962), S. 44-52.

Diskutiert Chisholms Intentionalitätskriterien 1.1-1.3. Kommt zu dem Ergebnis, daß 1.3 kein hinreichendes Kriterium der Intentionalität-mit-einem-t darstellt, sondern nur ein Kriterium der Intensionalität-mit-einem-s. Denn es gibt auch nicht-psychologische Sätze wie z.B. „It is necessary that Alaska is Alaska“, die 1.3 erfüllen. Hält nur Kriterium 1.1 für ein adäquates Kriterium der Intentionalität. Weist den Einwand, daß die Festlegung auf 1.1 „kognitive Sätze“ (*cognitive sentences*) der Form „S kennt a “, „S nimmt a wahr“ und „S erinnert sich an a “ ignoriere, mit der Begründung zurück, daß diese Sätze keine „mentalen Aktivitäten“ (*mental activities*), sondern lediglich „Errungenschaften“ (*achievements*) zum Ausdruck bringen. Sie können daher nicht als psychologisch gelten.

1964 „The Extent of Intentionality“, *Philosophical Quarterly* 14 (1964), S. 355-357.

Antwortet auf Brown 1963.

1966 *Metaphysics, Reference and Language*, New Haven: Yale University Press, 1966.

Elugardo, R.

1975 „On an Alleged Incoherence in Morick’s Thesis of Extensionality and Intensionality“, *Philosophical Studies* 28 (1975), S. 137-142.

Farrell, B. A.

1954/55 „Intentionality and the Theory of Signs“, *Philosophy and Phenomenological Research* 15 (1954/55), S. 500-511.

Kritik an Chisholm 1952.

Haldane, J.

1989 „Brentano’s Problem“, *Grazer Philosophische Studien* 35 (1989), S. 1-32.

Heidelberger, Herbert

1965/66 „On Characterizing the Psychological“, *Philosophy and Phenomenological Research* 26 (1965/66), S. 529-536.

Bezieht sich lediglich auf Chisholms Intentionalitätskriterien 1.1 und 1.2. Es gibt nicht-psychologische Sätze, die sowohl 1.1 als auch 1.2 erfüllen. Hält stattdessen das Kriterium der „epistemischen Unmittelbarkeit“ für ein hinreichendes Kriterium des Psychologischen.

Kenny, Anthony

1963 *Action, Emotion and Will*, London: Routledge and Kegan Paul, 1963.

Chisholms Kriterien 1.1-1.3 sind zu restriktiv, da es bestimmte Sätze über mentale Phänomene gibt, die keines dieser Kriterien erfüllen (S. 198).

Kim, Jaegwon

1971 „Materialism and the Criteria of the Mental“, *Synthese* 22 (1971), S. 323-345.

Diskutiert Chisholms These, daß die Existenz eines alle und nur psychologische Beschreibungen auszeichnenden logischen Kriteriums zeige, daß alle Formen des Physikalismus falsch seien. Vertritt die Ansicht, daß aus der Existenz eines Intentionalitätskriteriums in Chisholms Sinne lediglich die Falschheit des logischen Behaviorismus folge, nicht aber die Falschheit moderner Formen der Identitätstheorie.

Lithown, R. J. und Marras, Ausonio

1974 „Intentionality without Extensionality“, *Philosophical Studies* 25 (1974), S. 403-410.

Luce, David R.

1964/65 „On the Logic of Belief“, *Philosophy and Phenomenological Research* 25 (1964/65), S. 259-260.

Kommentiert Chisholm 1963. Schlägt zwei Änderungen in Chisholms Tabelle (II) vor: UC impliziert EC, und UC impliziert ED. Präferiert insofern Tabelle (I), die Chisholm ursprünglich vorgeschlagen hatte, aber wegen zu starker Rationalitätsannahmen zugunsten von Tabelle (II) aufgegeben hat.

Lycan, William Gregory

1969 „On ‘Intentionality’ and the Psychological“, *American Philosophical Quarterly* 6 (1969), S. 305-311.

Unterscheidet insgesamt neun Intentionalitätskriterien, diskutiert fünf davon: (A) Anscombes Kriterien aus „The Intentionality of Sensation ...“, (B) Chisholms Kriterien aus „Sentences about Believing“ bzw. „Perceiving“, (C) Chisholms Tabelle (I), (D) Sleights *Minimal Pattern*, (E) Chisholms Kriterium der logischen Kontingenz. Kritisiert (B), (C), (D) und (E). Hält lediglich (A) für einen vielversprechenden Vorschlag. Nimmt im Gegensatz zu O’Connor 1967 an, daß die Entdeckung eines logischen Merkmals, das alle und nur psychologische Sätze aufweisen, für die Frage der Reduktion mentaler auf physische Phänomene relevant ist.

MacAlister, L.

1974 „Chisholm and Brentano on Intentionality“, *Review of Metaphysics* 28 (1974), S. 328-338.

Mackie, J. L.

1975 „Problems of Intentionality“, in: Edo Pivcevic (Hg.), *Phenomenology and Philosophical Understanding*, Cambridge: Cambridge University Press, 1975, S. 37-50.

Marras, Ausonio

1968 „Intentionality and Cognitive Sentences“, *Philosophy and Phenomenological Research* 29 (1968), S. 257-263.

Diskutiert Chisholms Intentionalitätskriterien 1.1-1.3. Hält 1.3 nicht für hinreichend für Intentionalität, da auch Modalaussagen wie „Es ist notwendig, daß p “ dieses Kriterium erfüllen. Kritisiert Cornmans Behauptung, daß „kognitive Sätze“ (wie z.B. „ S weiß, daß p “) keine intentionalen Sätze seien (vgl. Cornman 1962). Hält kognitive Sätze im Gegensatz zu Cornman für intentional, da sie gewisse intentionale Aktivitäten implizieren oder voraussetzen. Schlägt eine Modifikation von Chisholms Kriterien 1.1 und 1.2 vor, die sichert, daß auch kognitive Sätze nach diesen Kriterien als intentional gelten. Glaubt, auf diese Weise zwei zusammengenommen notwendige und für sich genommen hinreichende Kriterien der Intentionalität gefunden zu haben.

1970 „Properties and Beliefs about Existence“, *Logique et Analyse* 13 (1970), S. 438-451.

Diskutiert Thesen aus Chisholm 1962a und 1963.

Marras, Ausonio (Hg.)

1972 *Intentionality, Mind, and Language*, Urbana: University of Illinois Press, 1972.

Sammlung wichtiger Texte zum Thema Intentionalität (u.a. Chisholm 1955/56, Cornman 1962, Marras 1968, Chisholm 1963, Chisholm 1964/65, Luce 1964/65, Sleigh 1964/65, Lycan 1969). Enthält neben einer guten Einführung in das Thema eine umfangreiche kommentierte Bibliographie.

Martin, C. B., und Pfeifer, Karl

1986 „Intentionality and the Non-Psychological“, *Philosophy and Phenomenological Research* 46 (1986), S. 531-554.

Mohanty, Jitendra Nath

1972 *The Concept of Intentionality*, St. Louis: W. H. Green, 1972.

Enthält eine Diskussion von Chisholms Kriterien auf den Seiten 25-35.

Moran, D.

1996 „Brentano's Thesis“, *Proceedings of the Aristotelian Society*, Supplementary Volume 70 (1996), S. 1-27.

Morick, Harold

1971 „Intentionality, Intensionality and the Psychological“, *Analysis* 32 (1971), S. 39-44.

Schlägt ein logisches Kriterium für Intentionalität vor, das Chisholms Kriterium 1.1 ähnelt. Versucht zu zeigen, daß der Austausch von extensionsgleichen Ausdrücken die Wahrheit der Sätze, die nach diesem Kriterium intentional sind, nicht gefährden muß. Stützt sich dabei auf den von Quine eingeführten Unterschied zwischen der transparenten (*relational*) und undurchsichtigen (*notional*) Lesart psychologischer Verben.

1975 „Intentionality without Intensionality: A Reply to Lithown and Marras“, *Philosophical Studies* 28 (1975), S. 143-146.

O'Connor, D. J.

1967 „Tests for Intentionality“, *American Philosophical Quarterly* 4 (1967), S. 173-178.

Chisholms Kriterien 1.1-1.3 sind unbrauchbar, weil nicht klar ist, was der von Chisholm gebrauchte Begriff der Implikation in diesem Zusammenhang bedeutet. Außerdem ist fraglich, ob Chisholms These, daß es bestimmte logische Kriterien gibt, die es erlauben, psychologische von physikalischen Aussagen zu unterscheiden, metaphysische Konsequenzen hätte, selbst wenn sie sich als wahr erweisen sollte. Vielleicht ist die Tatsache, daß unser psychologischer Diskurs andere logische Eigenschaften aufweist als unsere Rede über die physikalische Welt, lediglich Ausdruck dualistischer Vorurteile.

Nelkin, Norton

- 1993 „The Connection between Intentionality and Consciousness“, in: Martin Davis und Glyn W. Humphreys (Hg.), *Consciousness: Psychological and Philosophical Essays*, Oxford: Blackwell, 1993.

Nochlin, P.

- 1953 „Reducibility and Intentional Words“, *The Journal of Philosophy* 50 (1953), S. 625-638.

Sanford, David H.

- 1970 „On Defining Intentionality“, *Proceedings of the XIVth International Congress of Philosophy* Vol. 2, Wien: Herder, 1970, S. 216-221.

Diskutiert die neueren als auch die älteren Chisholm-Kriterien, mit besonderer Aufmerksamkeit für die Bedeutung der Nicht-Reduzierbarkeit des Psychologischen.

- 1997 „Chisholm on Brentano’s Thesis“, in: Lewis Edwin Hahn (Hg.), *The Philosophy of Roderick M. Chisholm*, Chicago und La Salle, Illinois: Open Court, 1997, S. 201-214.

Schuford, H. R.

- 1966 „Logical Behaviorism and Intentionality“, *Theoria* 32 (1966), S. 246-251.

Scruton, Roger

- 1971 „Intensional and Intentional Objects“, *Proceedings of the Aristotelian Society* 71 (1971), S. 187-207.

Diskutiert nach einer präzisen Erläuterung des Begriffs der Intensionalität-mit-einem-s drei Lesarten des Begriffs der Intentionalität-mit-einem-t; (1) Intentionalität im Sinne derjenigen Eigenschaft, die alle mentalen Zustände – und nur diese – besitzen („the mental property“); (2) Intentionalität im Sinne der Eigenschaft, ein Relat zu haben, das nicht existieren muß bzw. nicht die Eigenschaften haben muß, die ihm zugeschrieben werden („the Brentano property“); (3) die Eigenschaft, sich auf einen Gehalt zu beziehen („refer to a content“). Hält den Nachweis von Intentionalität im Sinne von (1) – ähnlich wie O’Connor – für philosophisch unfruchtbar. Bei Intentionalität im Sinne von (2) handle es sich nicht um eine „genuine“ Eigenschaft mentaler Zustände, sondern nur um ein „grammatisches“ Merkmal. (3) ist der einzig „respektable“ Sinn von Intentionalität, sofern er soviel besagt wie „auf einem Gedanken beruhend“ („founded on a thought“).

Searle, John R.

- 1979a „Intentionality and the Use of Language“, in: A. Margalit (Hg.), *Meaning and Use*, Dordrecht: Reidel, 1979, S. 181-197.

- 1979b „What Is an Intentional State?“, *Mind* 88 (1979), S. 74-92.

- 1989 „Consciousness, Unconsciousness and Intentionality“, *Philosophical Topics* 17 (1989), S. 193-209.

1992 *The Rediscovery of Mind*, Cambridge, Mass.: MIT Press, 1992.

Sellars, Wilfrid

1956 „Empiricism and the Philosophy of Mind“, in: Herbert Feigl und Michael Scriven (Hg.), *Minnesota Studies in the Philosophy of Science Vol. I*, Minneapolis: University of Minnesota Press, 1956, S. 253-329. (Wiederabgedruckt in: Wilfrid Sellars, *Science, Perception, and Reality*, London: Routledge and Kegan Paul, 1963, S. 127-196.)

Argumentiert u.a. für die These, daß der semantische Diskurs über die Sprache als Modell für den intentionalen Diskurs über mentale Zustände dient.

Simons, Peter

1995 „Mind and Opacity“, *Dialectica* 49 (1995), S. 131-146.

Hält Intensionalität-mit-einem-s für ein notwendiges und zugleich hinreichendes Kriterium des Mentalen. Begegnet dem Einwand, daß auch Modalaussagen wie z.B. „Es ist notwendig, daß *p*“ intensional sind, mit der Behauptung, daß Modalität „nichts Metaphysisches sei“, sondern „seine Existenz Geist und Sprache verdanke“.

Sleigh, Robert C.

1962 „Comments on Chisholm“, in: Hector-Neri Castañeda (Hg.), *Intentionality, Minds, and Perception*, Detroit: Wayne State University Press, 1967, S. 36-45. (Ursprünglich am 6. Dezember 1962 im Rahmen eines Symposiums an der Wayne State University gehaltener Vortrag.)

Kommentar zu Chisholm 1962a. Macht darauf aufmerksam, daß Chisholm im Gegensatz zu Quine annimmt, daß Quantifikationen des Typs „ $(\exists x) S$ glaubt, daß $x F$ ist“ bzw. „ $(x) S$ glaubt, daß $x F$ ist“ unter der „begrifflichen“ (*notional*) Lesart des Verbs „glauben“ sinnvoll sind. Mahnt eine Begründung für diese Annahme an. Kritisiert Chisholms Tabelle (I), da sie zu starke Rationalitätsannahmen mache. Schlägt stattdessen eine Tabelle vor, die Sleigh als *Minimal Pattern* bezeichnet:

	UC	UD	EC	ED
UC	—	—	—	—
UD	—	—	—	—
EC	—	—	—	—
ED	—	—	—	—

Stellt fest, daß es nicht-psychologische Präfixe gibt, von denen einige die von Chisholm präferierte Tabelle (I), andere Sleighs *Minimal Pattern* erfüllen. Weder Chisholms Tabelle (I) noch Sleighs *Minimal Pattern* liefert insofern ein hinreichendes Kriterium für Intentionalität.

1964/65 „Notes on Chisholm on the Logic of Believing“, *Philosophy and Phenomenological Research* 25 (1964/65), S. 261-265.

Kommentar zu Chisholm 1963. Schlägt zwei Änderungen an Tabelle (II) vor: UD impliziert nicht EC, und ED impliziert nicht EC. Sleighs Tabelle für das Präfix „*S* glaubt, daß“ läuft demnach auf sein *Minimal Pattern* aus „Comments on Chisholm“ hinaus. Sleigh stellt fest, daß die im *Minimal Pattern* repräsentierten Implikationsverhältnisse ebenfalls das Präfix „Es ist moralisch gleichgültig, ob“ charakterisieren. Schließt daraus, daß uns Chisholms Methode kein hinreichendes Kriterium für Intentionalität liefern kann.

Urmson, James Opie

1968 „Criteria of Intensionality“, *Proceedings of the Aristotelian Society*, Suppl. Vol. XLII (1968), S. 107-122.

Chisholms Kriterien 1.1-1.2 werden auch von nicht-psychologischen Sätzen erfüllt. Im Gegensatz dazu gibt es *keine* psychologischen Sätze, die Kriterium 1.3 erfüllen: Bei Sätzen des Typs „S glaubt, daß $F(a)$ “ hat der Austausch extensionsgleicher Singulärterme keine Konsequenzen für ihre *Wahrheit* – lediglich ihre *Angemessenheit* („aptness“) wird dadurch betroffen. Die einzigen Sätze, die 1.3 zu erfüllen scheinen, sind nicht-psychologisch.

Vesey, G. N. A.

1965/66 „Miss Anscombe on the Intentionality of Sensation“, *Analysis* 26 (1965/66), 135-137.